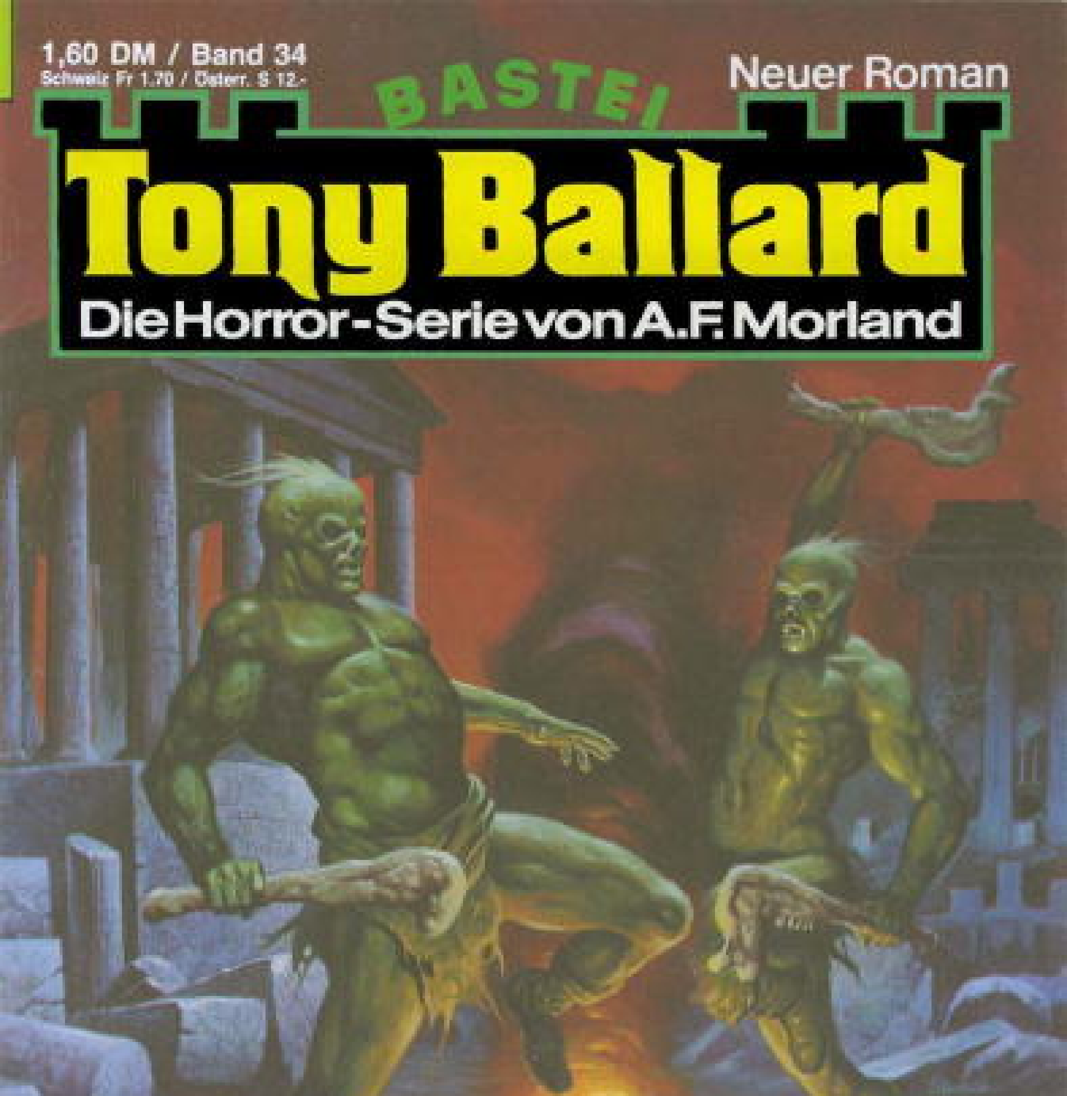


Totentanz der Ghouls



Totentanz der Ghouls

Tony Ballard Nr. 34

Teil 1/2

von A.F.Morland

erschienen am 05.01.1984

Totentanz der Ghouls

Er war jung, er war schön, und er war reich, so reich, daß er nicht wußte, was er mit seinem vielen Geld tun sollte. Er hatte es schon verschenkt, weil er spürte, daß es ihn nicht glücklich machte, aber es kam immer wieder welches nach.

Und nicht nur das. Es wurde sogar laufend mehr.

Für Chuck Martin war es ein Fluch, reich zu sein. Er wurde damit nicht fertig. Manchmal war er deswegen todunglücklich.

Sogar zwei Selbstmordversuche hatte er mit seinen 24 Jahren schon hinter sich. Doch man hatte ihn beide Male gerettet, dem Leben wiedergegeben, einem Leben, zu dem er keine Beziehung hatte.

Er kam sich nutzlos vor. Die Langeweile fraß ihn von innen her auf.

Er wußte schon nicht mehr, wie er sie besiegen sollte. Das Geld verdarb ihn. Es gab heute kaum noch etwas, das Chuck Martin noch nicht getan hatte.

Ihm war alles recht, was ihm Zerstreuung brachte. Rauschgift, Orgien, Schwarze Messen… Nichts war diesem Mann fremd.

Er war ständig auf der Suche nach einem Nervenkitzel. Jedes Risiko nahm er auf sich, um sich abzulenken. Er wollte vergessen, wie unglücklich er war.

Wenn er den Schatten des Todes sah, erwachte in ihm die Hoffnung, daß bald alles vorbei sein würde. Er sehnte sich nach dem Ende, nach einem Leben in einer anderen Welt.

»Sterben, das ist nur ein Übergang in ein anderes Leben«, hatte ein alter Mann einmal zu ihm gesagt.

»In ein schöneres Leben?« hatte Chuck Martin gefragt.

»In ein glückliches Leben«, sagte der weißbärtige Alte mit den stumpfen, blinden Augen.

»Wenn ich mich jetzt aus diesem Fenster stürze, fängt dieses andere Leben dann gleich für mich an?« wollte Martin wissen.

Der Alte schüttelte den Kopf. »Nein, in diesem Fall wären Sie für die Glückseligkeit verloren.«

»Warum?«

»Weil wir Menschen nicht das Recht haben, uns das Leben, das wir von einer höheren Macht bekommen haben, zu nehmen.«

»Das heißt, Selbstmörder haben kein Recht auf ein Glück nach dem Tod.«

»So ist es. Wir müssen Geduld haben und den Dingen ihren Lauf lassen. Das Leben wird uns gegeben und wieder genommen, Mr. Martin. Wir dürfen nichts beeinflussen. Mit unserer Geburt steht der Tag unseres Todes fest. Wenn wir daran etwas ändern, werden wir bestraft.«

»Wir dürfen uns also selbst nicht umbringen?«

»Nein, auf keinen Fall.«

»Und wenn es jemand anders tut?«

»Dann müßten wir, denke ich, in das Land der Glückseligkeit Einlaß finden.«

»Wissen sie es nicht genau?«

»Kein Mensch kann absolute Gewißheit haben, was nach dem Tode geschieht, Mr. Martin. Dieses große Geheimnis lüftet sich für uns erst, wenn es soweit ist…«

»Gehen Sie!« schrie Chuck Martin unwillig. »Man sagte mir, Sie wären ein weiser Mann, doch ich stelle fest, daß Sie von diesen Dingen ebenso wenig Ahnung haben wie wir alle! Verschwinden Sie! Ich will Sie nicht mehr sehen!«

»Tut mir leid, wenn ich Sie enttäuscht habe, Mr. Martin!«

»Raus!« brüllte Chuck Martin. Er packte den Alten und stieß ihn aus seinem Büro.

Das war vor einem halben Jahr in London gewesen. Seither ging Martin nicht mehr aus dem Kopf, was der weißhaarige Greis gesagt hatte. Nur der durfte sich auf ein schönes Leben nach dem Tod freuen, der die Geduld aufbrachte, zu warten, bis ihm das geborgte Leben genommen wurde.

Von nun an überlegte er sich, wie der dieser »höheren Macht« ein Schnippchen schlagen konnte, und er glaubte, endlich eine Möglichkeit gefunden zu haben.

Während der Chemiekonzern, den er von seinem Vater geerbt hatte, wie eine Pilzkolonie wucherte – die Fabriken befanden sich auf allen fünf Erdteilen; es gab selbst in unterentwickelten Ländern Tochtergesellschaften, die Gewinne erzielten –, begab sich Chuck Martin nach Griechenland und kaufte sich im Golf von Egina eine kleine idyllische Insel.

Ein Haus stand schon darauf, er brauchte es nur zu beziehen, und eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob er hier wieder Freude am Leben finden würde.

Doch dann legten sich graue Schatten über die Insel, der Trübsinn wollte Chuck Martin erdrücken, er war ruhelos und wollte das Schicksal zu einer Entscheidung zwingen.

Er hatte kein Telefon auf der Insel, aber man konnte ihn jederzeit über Funk erreichen. Als sein Freund Adam Laven ihn rief, wollte er den Funkspruch zuerst nicht annehmen.

Das war vor zwei Tagen gewesen. Martin hatte sich schließlich doch gemeldet und erfahren, daß sich ein Freund auf Kreta befand.

Freund war eigentlich übertrieben.

Im Grunde genommen hatte Chuck Martin keine Freunde. Er hielt alle, die ihm schöntaten und ihm um den Bart strichen, für hinterhältige Parasiten, die es in Wirklichkeit nur auf sein Geld abgesehen hatten.

Er selbst war ihnen mit Sicherheit gleichgültig. Wenn er nicht so immens reich gewesen wäre, hätten sie ihn bestimmt keines Blickes gewürdigt. Er wußte, daß er nichts Liebenswertes an sich hatte.

Er war launisch, zynisch und gemein. Er liebte es, seine Mitmenschen zu quälen, ließ sie seine Macht spüren, vernichtete mit einem Handstreich Existenzen.

Kann so ein Mann Freunde haben?

»So, auf Kreta bist du«, sagte Chuck Martin ohne Begeisterung.

»Und wie ist es da?«

Adam Laven lachte. »Anstrengend, mein Lieber. Verdammt anstrengend. Ich habe zwei Mädchen kennengelernt, reizende Käfer.

Aber zwei sind ein bißchen viel für einen alten Mann. Ich bin immerhin bald dreißig.«

»Hör mal, andere sind doppelt so alt und schaffen's noch, Nachwuchs in die Welt zu setzen.«

»Wer weiß, was die bis dahin für ein Leben führten. Vielleicht schonten sie sich für das große Ereignis in der Abgeschiedenheit eines Klosters. Ich lebe seit meinem dreizehnten Lebensjahr keinen Tag wie ein Mönch.«

»Und nun machen sich die ersten Abnützungserscheinungen bemerkbar?«

»So ist es, Freund, so ist es. Wie wär's, wenn du mir eines der beiden Mädchen abnehmen würdest? Sie sind beide klasse.«

»Wäre es dir egal, für welche ich mich entscheide?«

»Aber ja.«

»Und die Mädchen würden dabei mitspielen?«

»Also wie ich sie einschätze, sind das keine Spaßverderber. Ich habe ihnen von dir erzählt, und nun brennen sie darauf, dich kennenzulernen. Wie sieht's aus? Bist du bereit, uns für ein paar Tage bei dir aufzunehmen?«

»Meinetwegen.«

»Großartig, Chuck. Ich verspreche dir, du wirst es nicht bereuen. Hast du Gras daheim?«

»Jede Menge.«

»Und was sonst noch?«

»Ach, so allerlei.«

»Fein, wir werden unseren Spaß haben.«

»Das hoffe ich.«

Vierundzwanzig Stunden nach diesem Gespräch befand sich Chuck Martin in Athen, und er brachte einen Stein ins Rollen, dem eine Lawine des Grauens folgen würde.

***

Wir befanden uns seit zwei Tagen in Athen. Wir, das waren meine Freundin Vicky Bonney, Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, und der Ex-Dämon Mr. Silver. Zwei Tage Knochenarbeit.

Wir versuchten Athen auf den Kopf zu stellen, aber das ließ sich die Stadt nicht so einfach gefallen. Alle unsere Anstrengungen hatten bisher nicht gefruchtet.

Was immer wir anpackten, schien von vornherein zum Scheitern verurteilt zu sein, doch dadurch ließen wir uns nicht entmutigen.

Beharrlichkeit überwindet bekanntlich alles.

Der Grund unseres Athenaufenthalts war ein ganz besonderer – es ging um die Hexe Cuca. Roxane und Mr. Silver hatten einen Tip bekommen, Cuca hier zu suchen. Angeblich lebte sie in dieser Stadt

unter einem anderen Namen…

Cuca! Mr. Silvers erste Liebe. Er hatte sie vor seiner Jugendfreundin Roxane kennengelernt und versucht, sie auf die Seite des Guten zu ziehen.

Beinahe wäre es ihm auch gelungen, aber Cuca war eine sehr wankelmütige Person. Heute fällte sie diese Entscheidung, morgen eine völlig konträre. Außerdem hatte Cuca Angst vor der eigenen Courage.

»Ja«, hatte sie zu dem Ex-Dämon gesagt. »Ich will mich vom Bö- sen abkehren. Deinetwegen, Silver. Weil ich dich mehr als mein Leben liebe.«

Doch dann war die Angst gekommen. Die Furcht vor Mago, dem Schwarzmagier, dem Jäger der abtrünnigen Hexen, der mit seinen Opfern schreckliches anstellte.

Außerdem meldete sich Asmodis persönlich bei Cuca und versprach ihr, sie mit Kraft und Macht auszustatten, wenn sie dem Bösen weiterhin verbunden blieb.

Und Cuca fiel um. Sie verließ Mr. Silver, ohne daß dieser wußte, daß sie ein Kind von ihm unter ihrem Herzen trug. Silver II wurde geboren, ohne daß sein Vater eine Ahnung davon hatte.

Cuca zog ihn im Sinne des Bösen auf, lehrte ihn, nach den Gesetzen der schwarzen Macht zu leben, und sorgte dafür, daß sein Name in Dämonenkreisen einen guten Klang bekam.

Roxane erfuhr von der Existenz des jungen Silberdämons, als sie sich auf der Suche nach Loxagons Grab befand. Loxagon war der erste Besitzer des Höllenschwerts gewesen. Die Waffe war für ihn auf dem Amboß des Grauens geschmiedet worden.

Kurze Zeit hatte Mr. Silver das Schwert mit dem gefährlichen Eigenleben besessen. Jetzt gehörte es Mago…

Aber bleiben wir bei Cuca. Sie sollte in Athen leben, und wir wollten sie finden, denn seit Mr. Silver wußte, daß er einen Sohn hatte, dachte er an nichts anderes, als diesem gegenüberzutreten.

»Ich muß ihn sehen«, sagte der Ex-Dämon verbissen. »Ich werde ihm mit offenen Armen entgegentreten und sagen: ›Sieh her, dein Vater steht vor dir!‹«

Sosehr wir alle dem Ex-Dämon diese Begegnung wünschten, hatten wir doch auch ein flaues Gefühl dabei, denn Silver II stand nicht auf unserer Seite. Er lebte nach den Gesetzen der Hölle.

Vater und Sohn würden Feinde sein, wenn sie einander gegenüberstanden!

Dennoch konnte ich verstehen, daß Mr. Silver alle Anstrengungen unternahm, um Silver II zu finden. Cuca würde ihm dabei helfen müssen. Wenn es sich nicht vermeiden ließ, würde Mr. Silver sie hart anfassen, um sie zum Reden zu bringen.

Aber wußte Cuca, wo Silver II lebte? Mutter und Sohn hatten sich vor langer Zeit getrennt. Jeder ging seinen eigenen Weg. Standen die beiden noch miteinander in Verbindung?

Oder wollte Silver II nichts von seiner Mutter und sie nichts von ihm wissen? In diesem Fall hätten wir ohne Cucas Hilfe auskommen müssen. Das hätte die Sache natürlich wesentlich erschwert, aber auf Schwierigkeiten waren wir eigentlich nicht erpicht, die gab es sowieso schon zuhauf.

Die schwarze Macht warf uns laufend Knüppel zwischen die Beine, und wir mußten mächtig aufpassen, um nicht auf die Nase zu fallen. Die Fälle, die ich in letzter Zeit löste, waren zumeist keine hundertprozentigen Erfolge geworden. Es blieb sehr oft ein bitterer Wermutstropfen zurück.

Es war mir nicht gelungen, Agassmea, die goldene Amazone, zu vernichten. [1]

Ich hatte es nicht geschafft, Radheera, einen der Grausamen 5, für immer zur Hölle zu schicken. [2]

Der dämonische Hexenjäger Stockard Ross war mir ebenso entkommen wie die Totenpriesterin Yora und ihr neuer Verbündeter, mein ehemaliger Freund Frank Esslin, der zum Söldner der Hölle geworden war… [3] Es gab noch einige Mißerfolge mehr, über die ich mich ärgerte. Sie hier alle zu erwähnen, würde zu weit führen. Jedenfalls befanden wir uns nun in Athen, und ich hoffte, daß ich mir hier nicht eine neue Schlappe holte.

Wir hatten uns getrennt. Roxane arbeitete mit Mr. Silver zusammen, und ich versuchte gemeinsam mit Vicky Bonney mein Glück. Meine blonde, blauäugige Freundin sah mal wieder zum Anbeißen aus.

Sie trug ein buntes Kleid aus weicher, kühler Seide, und was in ihrem Ausschnitt wogte, konnte sich sehen lassen. Es hätte mich beinahe auf andere Gedanken gebracht.

Seit zwei Tagen stellten wir vielen Leuten Fragen. Wir ließen Geldscheine knistern und stellten in Aussicht, daß man für einen guten Tip ganz schön abkassieren könne.

Das sprach sich in den einschlägigen Kreisen herum, und es gab bereits einige Personen, die sich das in Aussicht gestellte Geld verdienen wollten. Wir suchten Cuca also nicht mehr zu viert, sondern wurden stündlich mehr. Ein Schneeball, der zur Lawine wird!

Wohl der erste Schneeball, den es in Athen gab.

Ich hatte mir gleich nach unserer Ankunft einen weißen Peugeot 504 TI zugelegt. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier… Zu Hause in London, bei mir in der Garage, stand das gleiche Fahrzeug.

Ich hatte beinahe das Gefühl, mit dem eigenen Wagen unterwegs zu sein. Vicky saß neben mir – eine Augenweide. Es war heiß in Athen, der Himmel war so blau wie auf den Postkarten, und mir standen

kleine Schweißperlen auf der Stirn.
Im Schweiße deines Angesichts sollst du dir dein Brot verdienen … Das tat ich. Es war früher Nachmittag, und wir fuhren auf die Altstadt zu.
»Ich bin gespannt, was wir erfahren werden«, sagte Vicky.
»Ich auch.« Ich wies auf Vickys kleine Handtasche, deren Trageriemen über ihre Knie hing. »Hast du den kleinen Ballermann mitgenommen?«
Meine Freundin öffnete die Tasche und holte eine kleine Derringer-Pistole heraus. Ich hatte sie ihr zu Hause in London gekauft und ihr reichlich geweihte Silberkugeln dazugegeben, damit sie sich wehren konnte, wenn Schwarzblütler sie angriffen.
Ich nickte. »In Ordnung.«
»Rechnest du mit Schwierigkeiten, Tony?«
»Immer.«
»Glaubst du, Cuca könnte gegen uns etwas unternehmen?«
»Wenn sie erfährt, daß wir sie zu finden versuchen, kann sie Gegenmaßnahmen ergreifen.«
»Vielleicht freut sie sich auf ein Wiedersehen mit Mr. Silver.«
»Das glaube ich aus zwei Gründen nicht«, sagte ich. »Erstens steht Cuca auf der anderen Seite, und zweitens ist Silver mit Roxane zusammen, was Cuca bestimmt nicht gern sieht. Sie ist nicht nur eine Hexe, sie ist auch eine Frau. Sie wird Roxane hassen.«
Wir erreichten die Vasilissis Sofias. Es war nicht mehr weit bis zum Treffpunkt. Der Anruf erreichte uns vor etwa einer halben Stunde im Hotel. »Mr. Ballard«, sagte ein Grieche in rauhem Englisch. »Mein Name ist Mikis Gizikis. Ich habe gehört, daß Sie für eine gewisse Information eine schöne Stange Geld hergeben würden.«
»Sind Sie in der Lage, sich dieses Geld zu verdienen, Mr. Gizikis?« fragte ich.
Er lachte. »Würde ich Sie sonst anrufen?«
»Okay, ich höre.«
Er lachte wieder. »Doch nicht am Telefon, Mr. Ballard. Wie komme ich denn da zu meinem Geld?«
»Trauen Sie mir nicht?«
»Aber ja, ja warum nicht? Sie sind bestimmt ein sehr ehrlicher, ehrenwerter Mann, Mr. Ballard, aber wir Griechen wickeln unsere Geschäfte nach einem uralten Prinzip ab: hier Geld, hier Ware.«
»Na schön, Mr. Gizikis, dann kommen Sie her, ich erwarte Sie.«
»Ich schlage vor, daß wir uns in der Altstadt treffen. In einer Bar namens Sounion.«
»Wie das Kap?«
»Ja, Mr. Ballard. Wie das Kap.«
»Wie erkenne ich Sie?«

»Ich werde Sie ansprechen, Mr. Ballard.«
»Woher wissen Sie, wie ich aussehe?«
»Ich denke, unter lauter Griechen ist ein Ausländer nicht schwer zu erkennen.«
»Ich komme«, sagte ich und legte auf. Da Vicky nicht allein im Hotel bleiben wollte, nahm ich sie mit.
Ich hatte mir in den letzten Tagen sehr viel Mühe mit meiner Freundin gegeben, damit sie gegen etwaige Gefahren besser gewappnet war. Mein Judo- und Karate-Kursus hatte schnell Früchte getragen.
Vicky schien auf diesem Gebiet ein Naturtalent zu sein. Sie hatte immer schon mal mit mir mittrainiert, um sich fitzuhalten, doch nun betrieb sie die Sache ein wenig ernster.
Und sie hatte die Absicht geäußert, mich bei meinen Kämpfen von nun an ab und zu unterstützen zu wollen. Das löste bei mir verständlicherweise nicht gerade einen Begeisterungssturm aus, denn ich hänge sehr an Vicky Bonney und möchte sie weder in Gefahr wissen noch verlieren.
Aber wenn Vicky sich etwas in den Kopf setzt, ist es so gut wie unmöglich, sie davon abzubringen. Es gab hitzige Diskussionen. Ich bilde mir ein, nicht schlecht im Argumentieren zu sein, aber Vicky war mir immer um ein paar Punkte voraus – bis ich aufgab.
Deshalb kaufte ich ihr die Derringer-Pistole, und wir verballerten Hunderte von Patronen. Auch die Schußleistungen konnten sich sehen lassen.
Sie schoß nicht viel schlechter als ich, brauchte nur etwas länger.
Das hieß für mich, daß wir die Schnelligkeit noch trainieren mußten. Bei nächster Gelegenheit würde ich mit Vicky intensiv daran arbeiten.
Sie sollte keine leichte Beute für Schwarzblütler sein. Im Grunde genommen war ich froh über Vickys Ehrgeiz, und sie hatte recht, wenn sie sagte: »Wir waren in letzter Zeit sehr oft getrennt, Tony, zu oft, wie ich meine. Ich möchte mehr von dir haben, Gefahren gemeinsam mit dir meistern und mich über die Erfolge, die wir zusammen errungen haben, freuen.«
Aus diesem Grund nahm ich sie nach Griechenland mit.
Vielleicht war sie uns eine wertvolle Hilfe. Mal sehen…
Vicky entdeckte das »Sounion«. Von außen sah die Bar aus wie die übelste Spelunke von Piräus. Drinnen war es fast noch schlimmer. Mikis Gizikis schien nicht gerade zu den oberen Zehntausend von Athen zu gehören.
An den schäbigen Tischen saßen schäbige Männer, tranken Metaxa, Ouzo oder einen schweren griechischen Wein. Die Unterhaltung verstummte teilweise, als ich mit Vicky eintrat.
Meine Freundin war nicht nur das einzige weibliche Wesen im Lokal,

sondern auch noch so hübsch, daß es den feurigen Griechen die Sprache verschlug. Dunkle Augen musterten sie.

»Die ziehen mich mit ihren Blicken aus«, raunte mir Vicky zu.

»Unangenehm ist das. Warum gaffen die denn alle so? Haben sie noch nie ein Mädchen gesehen?«

»Nicht in dieser Bar, und nicht ein so attraktives«, sagte ich.

»Ich komme mir splitternackt vor.«

»Willst du draußen warten?«

»Nein, denn dann wäre im Handumdrehen die Bar leer.«

Wir setzten uns an einen freien Tisch und bestellten Orangenjuice. Der Wirt schüttelte verständnislos den Kopf, brachte aber wortlos das Gewünschte. Meine Hoffnung, daß die Griechen bald Ihr Interesse an uns verlieren würden, erfüllte sich nicht.

»Ich komme mir vor wie E. T. mit Schwester«, sagte ich grinsend zu Vicky Bonney.

Sie kicherte. »Ja, irgend etwas Außerirdisches hast du schon an dir.«

»Was meinst du? Meine stumpfe Schnauze oder das Teleskop?«

»Guten Tag, Mr. Ballard.«

Ich erkannte die Stimme sofort wieder. Sie gehörte Mikis Gizikis.

Ich erhob den Kopf und blickte in das Gesicht eines mittelgroßen finsteren Gesellen, dessen Augenbrauen über der Nasenwurzel zusammenwuchsen.

»Möchten Sie sich zu uns setzen, Mr. Gizikis?« fragte ich.

Er sah mich nicht an, ignorierte mich völlig, hatte nur Augen für meine blonde Freundin. Ich gebe zu, das ärgerte mich ein bißchen, doch ich ließ es mir nicht anmerken.

Ich räusperte mich, um seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Er riß den Blick von Vicky los, und ich sagte: »Setzen Sie sich, Mr. Gizikis. Darf ich Ihnen etwas bestellen?«

»Ich schlage vor, wir gehen gleich«, erwiderte Gizikis.

»Okay, und wohin?«

»Es gibt hier in der Nähe eine Tempelruine. Dort werden Sie eine interessante Bekanntschaft machen.«

Cuca? Würde die Hexe dorthin kommen? Mein Blut kreiste sofort schneller durch die Adern. Roxane und Mr. Silver würden Augen machen, wenn Vicky und ich es schafften, Cuca zu finden.

Es war ein kleiner Wettstreit zwischen der Hexe aus dem Jenseits, dem Ex-Dämon und uns. Vicky und ich verfügten über keine übernatürlichen Fähigkeiten.

Wir konnten nur Mut und Intellekt in die Waagschale werfen und hoffen, daß sich das Glück auch noch auf unsere Seite schlug.

Wir ließen die halb vollen Gläser stehen.

Ich legte das Geld für die Drinks auf den Tisch, und wir verließen mit Mikis Gizikis die Bar. Selbstverständlich klebten wieder Dutzende von

Griechenaugen an meiner Freundin.

»Was ist los mit diesen Männern?« fragte ich draußen Gizikis. »Haben sie heute zum erstenmal ein Mädchen gesehen?«

»Ein so schönes ja«, antwortete Mikis Gizikis.

»Es gibt aber doch auch sehr viele hübsche Griechinnen.«

»Ihre Freundin ist blond, Mr. Ballard. Blond und blauäugig. Eine Rarität in Griechenland. Sie dürfen uns unsere Bewunderung nicht übelnehmen. Wir Griechen haben sehr viel Sinn für Schönheit. Es ist uns ein Bedürfnis, solchen Göttinnen unsere Herzen zu Füßen zu legen.«

Vicky sah mich schmunzelnd an. »Hast du gehört? Ich bin eine Göttin. Du solltest mich in Zukunft dementsprechend behandeln.«

»Ich werde mir Mühe geben«, brummte ich und wies auf meinen Wagen, doch Gizikis meinte, das kurze Stück könnten wir auch zu Fuß gehen, außerdem seien die Gassen so eng, daß man mit dem Auto nur schwer durchkäme.

Also gingen wir zu Fuß – per pedes, wie der Lateiner sagt. Meine Spannung wuchs. Wenn uns Gizikis mit Cuca zusammenbrachte, würde das für mich ein großes Erfolgserlebnis sein.

Natürlich konnte die Begegnung für uns gefährlich werden, denn Cuca war eine böse, hinterhältige Hexe. Wenn sie nicht wollte, daß wir Silver II fanden, würde sie uns eine Menge Schwierigkeiten machen.

Abwarten, sagte ich mir. Mehr kannst du nicht tun. Du mußt die Sache an dich herankommen lassen.

Mikis Gizikis führte uns durch düstere, schattige Straßen, die wie ausgestorben wirkten. Vicky Bonneys Stöckel klickten auf dem Kopfsteinpflaster. Jeder Schritt hatte ein Echo.

Gizikis sprach kein Wort mit uns. Er ging ziemlich schnell, als könne er es nicht erwarten, abzukassieren. Jetzt bog er nach links ab. Die Gasse endete nach wenigen Metern, und dann ragte eine Tempelruine vor uns auf.

Das Gelände war mit Unkraut übersät. Es gab steinerne Stufen, weiße Säulen, die schon lange kein Dach mehr trüge. Flirrende Hitze, summende Fliegen. Stille sonst.

Kein Mensch weit und breit. Der Wind, der nicht abkühlte, sondern aus einem riesigen Haarfön geblasen zu werden schien, bewegte die Blätter und Zweige von blühenden Büschen.

Ich war ein wenig enttäuscht. Gizikis merkte es. »Sie ist noch nicht hier«, sagte er. »Aber sie wird kommen. Sie hat es versprochen.« Er hob die Schultern. »Pünktlichkeit kann man von einem Griechen nicht verlangen. In einem Land, in dem einem die Sonne das Gehirn tagtäglich auszudörren versucht, herrschen andere Gesetze als bei uns in England.«

Wir stiegen die steinernen Stufen hinauf. Irgend etwas warnte mich. Vielleicht war das eine Falle. Unmöglich war es nicht… Cuca hatte davon Wind bekommen, daß wir sie finden wollten, sie trug Gizikis auf, sich mit uns in Verbindung zu setzen, und er brachte uns hierher, zu dieser einsamen Tempelruine …

Was würde weiter geschehen?

Wir traten zwischen die Säulen. Gizikis' Gesichtsausdruck veränderte sich kaum merklich, aber mir fiel es auf, und ich ließ den zwielichtigen Mann von diesem Moment an nicht mehr aus den Augen.

Er atmete schneller, und er schwitzte genauso wie ich. Verdammt, warum war er so aufgeregt? Irgend etwas stimmte hier doch nicht. Ich wollte mir den Griechen schnappen und ihm ein paar wichtige Fragen stellen.

Da tat er plötzlich etwas, womit ich nicht rechnete: mit einem weiten Satz sprang er aus der Ruine. Ein Aufenthalt zwischen den Säulen schien gefährlich zu sein.

Ich brüllte: »Vicky, raus aus dem Tempel!«

Gleichzeitig federte ich hinter Mikis Gizikis her, und ich hoffte, daß Vicky Bonney meinem Beispiel folgte.

Im selben Augenblick überrollten uns die Ereignisse!

***

Chuck Martin fuhr sich mit den Fingern durch das blonde Haar. Er hatte Adam Laven und die beiden Mädchen vom Airport abgeholt, war mit ihnen nach Piräus gefahren und auf sein Motorboot umgestiegen.

Die Mädchen waren wahre Schönheitsköniginnen. Wie es Adam Laven geschafft hatte, bei ihnen zu landen, war Martin ein Rätsel.

Laven war nicht gerade das, was man einen Adonis nennt.

Aber er konnte wunderbar reden, hatte keine Minderwertigkeitskomplexe und wußte, was Frauen gerne hörten. Man konnte ihn als Lebenskünstler bezeichnen.

Er arbeitete selten, hatte aber doch immer Geld. Wie er das machte, war sein streng gehütetes Geheimnis.

Die Mädchen hießen Pamela West und Sue Conway. Pamelas Haar hatte die Farbe von Kupfer, Sue war brünett. Chuck Martin hatte bereits auf dem Flugplatz seine Wahl getroffen.

Obwohl beide Mädchen gleich hübsch waren, hatte er sich für Pamela entschieden. Ihre quirlige Art sprach ihn sofort an. Adam Laven redete ununterbrochen.

Er schwärmte von Chuck Martins kleiner Insel und prophezeite den Mädchen, daß sie von diesem idyllisch gelegenen Eiland begeistert sein würden. Martin drehte voll auf.

Das Boot raste durch den Golf von Egina. Wie ein Rasiermesser

schnitt der scharfe Bug durch die kobaltblauen Fluten. Das Spritzwasser legte sich auf die Cockpitscheibe. Millionen winziger Wassertröpfchen glitzerten im grellen Licht der Sonne.

Pamela und Sue waren Mädchen, wie man sie überall auf der Welt findet, wenn man aufmerksam sucht. Sie wollten etwas erleben. Es mußte immer etwas für sie los sein, und am liebsten ließen sie sich von reichen Männern einladen, um auf deren Kosten zu leben.

Sie wußten, daß das seinen Preis hatte, und sie waren bereit, ihn zu bezahlen – mit ihrem Körper.

Als Chuck Martins Insel in Sicht kam, pries Adam Laven sie an, als wollte er sie den Mädchen verkaufen. »Das ist eine Welt für sich«, sagte er strahlend. Er erweckte den Eindruck, als gehörte die Insel ihm. »Auf dieser Insel können wir uns unsere Gesetze selbst machen. Dort gibt es keine Tabus. Wir werden tun, was uns Spaß macht, werden das Leben in vollen Zügen genießen. Was wir tun, wird richtig sein. Niemand kann warnend den Finger heben und sagen: ›Das darfst du nicht, das ist wider die Moral.‹ Auf Chucks Insel herrscht die totale Freiheit. Nichts, absolut gar nichts ist dort verboten! Ihr werdet sehen, wie herrlich das ist!«

Martin steuerte auf die betonierte Anlegestelle zu. Wenig später ging er mit seinen Gästen an Land. Adam Laven sank auf die Knie und küßte den Boden.

»O Eiland der erfüllten Träume, der Wahrwerdung geheimster Wünsche, ich begrüße dich.«

Pamela und Sue kicherten. »He, Chuck!« rief Pamela. »Ist dein Freund immer so verrückt?«

Martin grinste. »Ich kenne ihn nicht anders. Er hat nicht alle Tassen im Schrank. Meiner Meinung nach ist er der ausgeflippteste Bengel, den ich kenne.«

»Ich sage euch, die Welt ist eine riesige Kloake. Riecht ihr nicht, wie sie stinkt?« fragte Laven. »Nur die Ausgeflipptesten werden überleben, deshalb, Freunde, strengt euch an! Stellt euch auf die Hinterbeine, schluckt Drogen und nehmt alles mit, was ihr kriegen könnt, denn das macht euch stark für den harten Existenzkampf. Die Weichlinge gehen vor die Hunde. Denkt an meine Worte, wenn es soweit ist.«

Im Zickzack liefen zwischen den Felsen Stufen zu Chuck Martins Haus hinauf. Es war groß, hatte rot leuchtende Dachziegel und weiß getünchte Wände. Ein kleiner Palast abseits jedweder Zivilisation. In den Kronen schattenspendender Pinien zirpten Zikaden. Ihr unermüdliches Rasseln lag über der ganzen Insel.

Adam Laven breitete die Arme aus. »Das ist Chuck Martins Reich, sein Ref ugium, hier betet er, abgeschieden von der Welt, den Teufel an und tut mit großem Vergnügen alles, was verboten ist. Mädchen, eine Welt wird sich euch offenbaren, wie ihr sie noch nicht kennt. Nie

Gesehenes werdet ihr schauen…«

»Jetzt reicht's«, sagte Pamela lachend. »Du kannst deine groß- artigen Versprechungen doch niemals halten.«

»Wollen wir wetten?« fragte Laven.

Ein seltsames Lächeln huschte über Chuck Martins Gesicht. Niemand sah es. Er lachte in sich hinein. Ihr werdet euch noch wundern, dachte er und betrat als erster sein Haus, in dem es angenehm kühl war.

Martin führte die Gäste im Gebäude herum und zeigte den Mädchen ihre Zimmer. Während sich Pamela und Sue frisch machten, nahmen Laven und Martin einen Begrüßungsdrink mit viel Eis.

Adam Laven grinste. »Na, was sagst du? Habe ich dir zuviel versprochen? Die Puppen sind Weltklasse, und keine Kinder von Traurigkeit. Mann, Mann wir werden's hier auf deiner Insel so toll treiben wie die alten Römer. Toller noch.«

Er lachte und leerte sein Glas auf einen Zug.

»Gib mir noch mal dasselbe, damit ich richtig in Fahrt komme«, verlangte er.

Chuck Martin wies auf die Hausbar. »Bedien dich selbst.«

»Ich vertrage eine ganze Menge, ich warne dich.«

»Meinetwegen kannst du eine Badewanne voll Whisky trinken.«

»Wunderbar. Der Treibstoff darf uns nicht ausgehen, Freund. Whisky heizt die Stimmung an. Junge, wir werden saufen bis zum Umfallen. Alles werden wir bis zur Erschöpfung tun. Alles, okay?«

»Okay«, sagte Chuck Martin.

»Für welches Girl hast du dich entschieden?« wollte Laven wissen.

»Pamela.«

»Ein reizendes Ding.« Laven modellierte ihre Figur mit den Händen in der Luft. »Du wirst mit ihr großen Spaß haben. Besitzt du noch die Polaroidkamera?«

»Natürlich.«

»Wie wär's, wenn wir ein paar scharfe Aufnahmen schießen würden?«

»Mal sehen, wie es sich ergibt«, sagte Martin.

»Na schön, dann werde ich meinen ganzen Charme an Sue Conway verschwenden. Solltest du von Pamela genug haben, bin ich jederzeit zu einem Tausch bereit.«

Nachdem Laven den dritten Whisky intus hatte, erschienen die Mädchen in knapp sitzenden Bikinis.

»Wau!« rief Laven grinsend aus. »Sind das nicht Göttinnen der Liebe, Chuck? Sie stiegen vom Olymp zu uns herab und haben nur eines im Sinn – uns fix und fertig zu machen. Meine Güte, kannst du dir eine schönere Todesart vorstellen, Chuck? Wenn ich mal diese Dreckswelt verlassen muß, dann möchte ich es in den Armen eines schönen Mädchens tun.«

Pamela lachte. »Wir sind nicht hier, um zu sterben, sondern um das Leben in vollen Zügen zu genießen.«

Wieder huschte dieses seltsame Lächeln über Martins Gesicht.

Leben heißt, sterben zu müssen, dachte er. Niemand weiß, wen von uns es als ersten erwischen wird.

Laven wies zum Fenster. »Seht euch dieses prächtige Meer an. Lädt es nicht zum Schwimmen ein?«

Der Vorschlag wurde von den Mädchen mit Begeisterung aufgenommen. Sie begaben sich alle in eine nahe Bucht.

»Hier braucht ihr keine Bikinis«, sagte Laven. »Runter mit den Fetzen. Zeigt, was ihr habt!«

Er selbst machte den Anfang. Splitternackt zog er sich aus, rannte zu einem Felsen, kletterte diesen hinauf und stürzte sich mit einem grellen Lustschrei in die Fluten.

Prustend tauchte er auf. »Herrlich!« brüllte er. »Dieser Genuß ist nicht zu überbieten! Sue, komm rein! Nun mach schon, spring mir in die Arme! Ich fange dich auf!«

Sue Conway schlängelte sich aus ihrem Bikinihöschen, strampelte es von den Beinen, warf den BH ab und kletterte ebenfalls auf den Felsen.

»Komm, du nackte Zierde der Natur!« rief Laven begeistert.

»Spring!«

Und Sue sprang lachend. Laven fing sie auf. Sie gingen unter, spuckten Wasser, als sie wieder auftauchten, bespritzten sich, tollten wie Kinder. Auch Martin und Pamela West gingen nackt ins Wasser.

Eine Stunde lang stellten sie jeden Blödsinn an, der ihnen einfiel, und Adam Laven war erstaunlich kreativ. Danach legten sie sich auf dem Strand in die Sonne.

Vier Menschen, nackt, wie Gott sie schuf. Als sie trocken waren, zogen sie sich an und kehrten in Martins Haus zurück. Chuck Martin servierte harte Drinks und weiche Musik.

»Hast du nichts Ordentliches zu rauchen da?« fragte Laven.

Er wollte keine gewöhnlichen Zigaretten haben, sondern Marihuana. Pamela und Sue hatten ihn gleich verstanden. Sie kicherten.

»Ihr raucht doch mit, oder?« fragte Laven.

»Klar, wenn wir was abkriegen«, sagte Pamla West.

»Chuck treibt das beste Gras von der Welt auf«, behauptete Laven. »Der erste Zug ist bereits wie ein Druck auf den Knopf eines Schleudersitzes. Er jagt euch in unbeschreibliche Sphären.«

Martin brachte die Zigaretten. Sie rauchten und tranken Alkohol, wurden high, schwebten auf Wolken und fühlten sich großartig.

Als Martin zu Pamela sagte, daß er mit ihr schlafen wolle, ging sie mit ihm, und sie gaben sich dem Rausch der Sinne hin.

Laven blieb mit Sue Conway im Wohnzimmer, und sie schenkte sich

ihm auf den kühlen, glatten Fliesen.

Später, als sie wieder alle vier vereint waren, schlug Laven alle möglichen Spiele vor. Sie rauchten neues Gras und tranken immer weiter. Die Spiele begannen gefährlich zu werden.

Eines mußte das vorhergehende überbieten, und schließlich rief Laven in die Runde: »Wißt ihr, was jetzt drankommt? Russisches Roulette.«

»Rrrusch-schisses Roulette«, sagte Sue Conway und kicherte. Mit glasigen Augen sah sie Laven an. »Warum nicht? Man muß alles mal ausprobiert haben.«

»Wer weiß, wie dieses Spiel geht?« fragte Laven.

»Jeder«, behauptete Sue.

»Ich erklär's zur Sicherheit trotzdem«, sagte Laven. »Also, Chuck besitzt einen Revolver, aus dessen Trommel er alle Kugeln, bis auf eine, herausnehmen wird. Jeder von uns dreht die Trommel, ohne hinzusehen, setzt sich die Kanone an die Schläfe und drückt ab. Macht es ›klick‹, bleibst du am Leben, macht es ›peng‹, ist das Spiel für dich zu Ende.«

»Herrlich, dieser Nervenkitzel«, sagte Sue und applaudierte.

Pamela kräuselte die Nase. »Mir gefällt das nicht.«

»Willst du nicht mal sehen, wieviel Glück zu hast?« fragte Laven.

»Ich mag keine Revolver.«

Laven grinste anzüglich. »Ich weiß, was du magst, und vielleicht kannst du's nachher von Chuck wieder kriegen…«

»Ach komm, Pamela, spiel mit uns rrrusch-schisses Roulette«, drängte Sue die Freundin. »Kneifen gibt's nicht.«

»Sehr richtig«, sagte Laven. »Chuck, hol das Schießeisen. Wir wollen mal sehen, ob die Hölle uns immer noch nicht mag!«

Martin lächelte versonnen. »Wir werden russisches Roulette spielen, aber ohne Revolver.«

»Spinnst du? Das funktioniert doch nicht!«

»Abwarten«, sagte Martin. »Ich hab' was Phantastisches in die Wege geleitet.«

»Was ist es?« fragte Laven neugierig.

»Eine Überraschung.« Martin blickte auf die Uhr. »Zehn Minuten müssen wir uns noch gedulden.«

»Und dann? Was passiert dann? Nun komm schon, Chuck, spann uns nicht auf die Folter.«

Martin schüttelte den Kopf. »Ich sag' nichts. Ist doch keine Überraschung, wenn ich vorher schon alles verrate.«

»Mach wenigstens eine kleine Andeutung.«

»Ich sag' nur so viel: Das hat von uns noch keiner erlebt.«

»Meine Güte, ich bin gespannt wie ein Regenschirm. Es ist eine Abwandlung des russischen Roulettes?«

»Könnte man sagen.«

Laven wollte dem Freund noch etwas aus der Nase ziehen, doch mehr verriet Chuck Martin nicht.

»Wißt ihr, was jetzt besonders irre sein müßte?« fragte Adam Laven. »Mit LSD auf 'nen Trip zu gehen. Ich glaube, das wäre der absolute Höhepunkt.«

Martin nickte. »Einverstanden. Wir nehmen es in zehn Minuten.«

»Was hast du immer mit diesen idiotischen zehn Minuten?«

»Ich erwarte Besuch.«

»Noch eine Mieze?«

»Nein, einen Mann.«

»Oh, du Schlimmer.«

Das Brummen eines Motorbootes näherte sich der Insel. Martin lächelte zufrieden. »Er ist pünktlich.«

»Überpünktlich«, sagte Laven. »Die zehn Minuten sind noch nicht um.«

»Das kann uns nur recht sein.«

Der Motorlärm verstummte. Pamela wollte sich erheben und zum Fenster gehen, doch sie war zu betrunken, um das zu schaffen.

Da kommt die Kugel, dachte Chuck Martin, das tödliche Geschoß. Einen von uns wird es treffen. Wenn dieser Mann die Insel verläßt, wird einer von uns nicht mehr leben… Russisches Roulette!

Für sich hatte er dieses Spiel inszeniert, und er hoffte, daß es ihn erwischen würde. Man darf sich nicht selbst umbringen, wenn man Wert darauf legt, in der Jenseitswelt glücklich zu sein.

Jemand anders muß es tun. Aber ein bestellter Mord wäre auch Selbstmord. Deshalb hatte sich Martin diese Variante einfallen lassen. Es würde ein Glücksspiel sein.

Leben oder Tod – der Mann, der gleich das Haus betreten würde, würde es in seiner Hand haben; nur er wußte, wer sterben würde

… Ein hartes Pochen an der Tür.

Martin stemmte sich hoch. Er ging, um den Fremden einzulassen.

Als er die Tür öffnete, sah er einen gedrungenen Mann.

Wut rötete sein Gesicht. Er starrte den Unbekannten gereizt an.

»Ich bin Phaidon Eiliou«, sagte der Grieche.

»Was wollen Sie denn hier?« fragte Chuck Martin abweisend.

»Cypara Kulidis schickt mich.«

»Die Frau ist verrückt! Wie kann sie mir einen so mickrigen Kerl schicken? Ihnen drehe ich doch mit einer Hand den Hals um!«

»Ich weiß, wofür ich engagiert bin, Mr. Martin, und ich kann Ihnen versichern, daß ich meiner Aufgabe gewachsen bin.«

»Das wage ich zu bezweifeln. Ich werde mich bei Cypara Kulidis beschweren. Ich habe viel Geld bezahlt… Verschwinden Sie, ich will Sie nicht mehr sehen!«

Die Miene des Griechen verfinsterte sich. »Sie kennen die Abmachung, Martin!« sagte er schneidend.

»An die fühle ich mich nicht mehr gebunden!« knurrte der Engländer. »Cypara Kulidis macht sich über mich lustig, das zahle ich ihr heim!«

Phaidon Eilious Augen wurden schmal. »Sie sollten mich nicht länger hier draußen stehen lassen, Martin.«

»Verschwinden Sie von meiner Insel!« herrschte Chuck Martin ihn an. »Sind Sie taub? Hören Sie nicht, was ich sage?«

»Doch, ich hör's, aber es interessiert mich nicht.«

»Mann, ich werfe Sie eigenhändig die Stufen hinunter, wenn Sie mich noch länger ärgern!«

»Versuchen Sie's!«

Das ließ sich Martin nicht zweimal sagen. Er stürzte sich auf den Untersetzten, wollte ihn packen, herumwirbeln und ihm einen kraftvollen Tritt geben, doch Phaidon Eiliou fing Martins Arm ab.

Sein Griff war hart. Chuck Martin schrie auf. Phaidon Eiliou riß ihn aus dem Haus und rammte ihn neben der Tür mit unglaublicher Kraft gegen die Wand.

Martins Gesicht verzerrte sich vor Schmerz. Er hatte das Gefühl, sich ein paar Knochen gebrochen zu haben.

»Sie sollten jetzt Vernunft annehmen, Martin!« sagte der Grieche und ließ den Engländer los. Ein verächtlicher Zug lag um seinen Mund. »Ich denke, Sie haben erkannt, daß ich wesentlich kräftiger bin, als ich aussehe. Man darf nicht immer nach dem Äußeren gehen, sonst kann man mal enttäuscht werden.«

Chuck Martin sammelte sich. Er nickte benommen. »Okay, kommen Sie. Ich mache Sie mit meinen Freunden bekannt.«

Er begab sich ins Haus, Phaidon Eiliou folgte ihm. Laven und die beiden Mädchen saßen auf dem Boden. Martin nannte den Namen des Griechen und stellte ihm anschließend Adam Laven, Pamela West und Sue Conway vor.

»Rrrusch-schisses Roulette«, sagte Sue mit schwerer Zunge. »Wir möchten rrusch-schisses Roulette spielen. Machst du mit, Phaidon?«

»Auf jeden Fall«, sagte der Grieche und lächelte hinterhältig. »Ich bin sogar gewissermaßen der Spielleiter.«

»He, Chuck, hast du nicht was von LSD gesagt?« meldete sich Laven.

Martin holte einen kleinen gläsernen Behälter, in dem sich die Kapseln befanden.

»Schluckst du was mit, Phaidon?« fragte Laven grinsend. »Das spornt dich an, beflügelt deinen Geist. Wir werden über den Himmel reiten.«

»Ich werde euch jagen, bis ihr zusammenbrecht«, sagte Phaidon Eiliou schneidend.

»Einverstanden«, erwiderte Laven. »Und was passiert dann?«

»Dann«, knurrte Phaidon Eiliou mit einem grausamen Ausdruck in

den Augen, »werde ich einen von euch töten!«

***

Mikis Gizikis flitzte zwischen den Säulen der Tempelruine hindurch, blieb draußen nicht stehen, sondern hetzte gleich weiter, ohne sich umzusehen. Sein Auftrag war erfüllt.

Er hatte Vicky Bonney und mich an einem bestimmten Ort abgeliefert, und nun gab er Fersengeld. Zu sehen, wie die Falle zuschnappte, interessierte ihn nicht mehr.

Es war mir gelungen, mich fast ebenso schnell aus dem Gefahrenbereich zu katapultieren wie der Grieche. Doch Vicky Bonney schaffte es nicht mehr. Als sie sprang, prallte sie gegen eine magische Glaswand.

Meine Haare sträubten sich, als ich Vickys erschrockenes Gesicht sah. Ich wollte ihr zu Hilfe eilen, da nahm ich links neben der kleinen Tempelruine eine Gestalt wahr, deren Anblick mein Blut zum Kochen brachte.

Transparenter Körper, von violett schillernden Adern durchzogen! Ein Ungeheuer, das zeitweilig spiegelte!

Das war Atax, die Seele des Teufels, der Herrscher der Spiegelwelt! Atax, einer meiner Erzfeinde! Ein gefährlicher Dämon, mit dem ich erst kürzlich zu tun gehabt hatte. [4]

Eine Vielzahl von Gedanken wirbelte durch meinen Kopf. Cuca stand allem Anschein nach unter Atax’ persönlichem Schutz. Damit wir nicht an die Hexe herankamen, hatte er hier für uns diese Falle aufgebaut, in der auch ich mich fangen sollte.

Es hatte nicht ganz geklappt, aber Vicky Bonney saß fest, und das traf mich so schmerzhaft, daß ich für Sekundenbruchteile ratlos war. Was sollte ich zuerst tun?

Atax angreifen? Vicky helfen? Konnte ich überhaupt etwas für sie tun? War es mir überhaupt möglich, die Falle zu zerstören?

»Tony!« schrie Vicky verzweifelt, und damit wußte ich, was ich zuerst tun mußte.

Ich eilte auf die magische Glaswand zu, hinter der das Mädchen stand. Atax’ Gelächter dröhnte in meinen Ohren. Die Seele des Teufels war geschlechtslos, und so klang auch die Stimme dieses Ungeheuers. Es war weder die Stimme eines Mannes, noch die einer Frau.

Flammen zuckten über das magische Glas, das ich mit meinem Ring, in dem sich ebenfalls magische Kräfte befanden, entzweischlagen wollte. Vicky Bonney schrie auf und wich zurück.

Im selben Moment verwandelte sich die gläserne Wand in einen roten Feuervorhang, hinter dem Vicky Bonney verschwand. Ihre Schreie erdrückten beinahe mein Herz.

Wütend, verzweifelt und todesmutig hieb ich mit der Faust in dieses

zündelnde Feuer. Als mein magischer Ring in das wabernde Rot eintauchte, fiel es in sich zusammen.

Mich riß die Wucht des Schlages nach vorn, und ich stolperte zwischen den weißen Säulen hinein in die Tempelruine, wo ich mich gehetzt umblickte. »Vicky!« schrie ich, daß mir die Adern weit aus dem Hals traten. »Vicky!«

Doch meine Freundin antwortete nicht. Sie war verschwunden.

Atax hatte sie aus dieser Tempelruine herausgerissen und an einen anderen Ort gebracht. Er selbst war auch nicht mehr da.

Ich war allein.

Allein mit meiner schrecklichen Sorge um Vicky Bonney.

***

»Augenblick!« sagte Adam Laven. »Heißt das, daß auf jeden Fall einer von uns sterben wird?«

Phaidon Eiliou grinste. »Ich schlage vor, du läßt dich einfach überraschen.«

»Rrrusch-schisses Roulette«, sagte Sue Conway wieder einmal und zuckte mit den Schultern. »Wenn man die Garantie hätte, daß nichts passiert, wäre ja der Nervenkitzel beim Teufel. Auf den Nervenkitzel kommt's doch an.«

»Für den kann ich garantieren«, sagte Phaidon Eiliou.

»Ich schlage vor, wir werfen endlich mal jeder unsere Kapsel ein«, sagte Laven. »Wenn ihr sie mit Whisky hinunterspült, erhöht sich die Wirkung, Freunde. Mann, das muß der irrste Trip werden, den ihr je erlebt habt!«

Phaidon Eiliou setzte sich zu ihnen. Chuck Martin verteilte die Kapseln. Er war zu faul, um Drinks zu holen, er ließ einfach die Schnapsflasche kreisen.

Sie lehnten sich an den Sessel oder an die Wand, schlossen die Augen und warteten auf die Wirkung, die sich alsbald einstellte.

Adam Laven kicherte und schüttelte ununterbrochen den Kopf.

»Mann, Mann, Mann – diese Farben. Großartig. Einfach… einfach – wau!«

Sue zog die Beine an und umklammerte sie mit den Armen. Sie starrte ängstlich vor sich hin.

Pamela West zitterte, ihre Augen waren glasig, sie klapperte mit den Zähnen und beobachtete fassungslos, wie aus ihrer Hand eine behaarte Pranke wurde.

Chuck Martin stöhnte leise. Wolkenberge lagen auf ihm und drohten ihn zu zerquetschen. Sie veränderten fortwährend Farbe und Form. Er stemmte sich dagegen, wollte sich von dem Alpdruck befreien.

Frei, ja, frei wollte er sein, ohne diesen entsetzlichen Druck, der ihn umbringen wollte. Das war nicht die Art von Tod, die er bestellt hatte.

Er keuchte und röchelte, sah nichts – nur diese gewaltigen Wolkenberge, die schwer wie Felsen waren.

Bei allen wirkte das LSD, bei jedem löste es andere Halluzinationen aus, vom wunderschönsten Traum bis zum tiefsten Grauen

… Nur Phaidon Eiliou sprach darauf nicht an.

Denn der Grieche war kein Mensch, wie es den Anschein hatte, sondern… ein Dämon!

Pamela schluchzte. Dicke Tränen rannen ihr über das blasse Gesicht. Sie sah, wie sich die Pranke hob, wie sie sich gegen sie richtete. Sie fühlte sich von ihrer eigenen Hand bedroht.

Und schon packte die Pranke zu. Pamelas Hand griff blitzschnell nach ihrer Kehle. Das Mädchen stieß einen heiseren Schrei aus. Sie warf sich wild hin und her, kämpfte mit sich selbst, rang sich nieder, und ihre Finger gruben sich immer härter und gnadenloser in ihren Hals.

Sue Conway schüttelte erregt den Kopf. »Nein«, keuchte sie.

»Bitte nicht… Bitte nicht …«

Die anderen sahen nicht, was sie sah. Vor ihr hatte sich der Boden geöffnet, und ein Wesen von unbeschreiblicher Scheußlichkeit streckte vier, fünf Arme nach ihr aus.

»Bitte, bitte nicht«, schluchzte sie.

Das Wolkengebirge fiel in sich zusammen, löste sich auf. Chuck Martin richtete sich seufzend auf. Er glotzte Phaidon Eiliou dümmlich an, den das Treiben völlig kalt ließ. Adam Laven grinste unsicher.

Auch sein Blick richtete sich auf den Griechen. Er wies mit dem Zeigefinger auf ihn und lachte. »Phaidon, wenn du wüßtest, wie ich dich sehe… Großer Gott, Phaidon, entsetzlich siehst du aus, und du wirst immer häßlicher …«

Doch was Adam Laven sah, war jetzt keine Halluzination mehr, sondern grauenvolle Wirklichkeit. Der Dämon verwandelte sich. Er legte sein menschliches Aussehen ab und nahm mehr und mehr die Gestalt eines widerlichen Ungeheuers an. Phaidon Eiliou wurde zum Ghoul!

***

In mir brodelte der Haß. Ich lehnte mich in ohnmächtigem Zorn an eine der Säulen. Was sollte ich jetzt tun? Wie sollte ich Vicky helfen? War es überhaupt möglich, sie zurückzuholen.

Wohin hatte der Geschlechtslose sie geschafft? Befand sie sich noch hier auf dieser Welt? Oder hatte Atax’ Magie meine Freundin in eine andere Dimension befördert?

Ein kalter Schauer überlief mich, als ich an Frank Esslins Schicksal dachte. Jahrelang war er unser Freund gewesen, jahrelang hatte er die schwarze Macht bekämpft.

Dann war er Rufus in die Hände gefallen, und der Dämon mit den vielen Gesichtern hatte sich mit ihm zerstört, was für unseren Freund verheerende Folgen hatte.

Als wir ihm wiederbegegneten, hatte ihn Rufus wieder zum Leben erweckt, gleichzeitig aber dafür gesorgt, daß er zu unserem Todfeind, zum Söldner der Hölle wurde. [5]

Würde mit Vicky Bonney nun etwas Ähnliches passieren? Sollte ich einen Freund nach dem anderen verlieren? Wollte die schwarze Macht, daß ich bald allein dastand?

Plante sie, aus allen meinen Freunden Todfeinde zu machen?

Ich brauchte einige Minuten, um mich zu sammeln. Gott, wie haßte ich Atax in diesem Augenblick. Er tauchte immer dann auf, wenn ich am wenigsten mit ihm rechnete.

Dann schlug er blitzschnell zu und verschwand wieder, ohne daß ich eine echte Chance bekam, ihn zu bekämpfen. War Atax feige oder nur vorsichtig? Ich spürte, wie die Hitze zentnerschwer auf meine Schultern drückte.

Leer und elend fühlte ich mich. Die Ungewißheit machte mich beinahe wahnsinnig. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich erfahren hätte, was aus Vicky Bonney geworden war.

In meinen Eingeweiden schien eine Ratte mit glühenden Zähnen zu nagen. Ich wußte, daß ich sie nicht loswurde, bis ich über Vickys Schicksal Bescheid wußte.

Ich machte mir Vorwürfe, Vicky mitgenommen zu haben. Hart hätte ich bleiben sollen. Aber konnte ich wissen, daß sich die Suche nach Cuca so gefährlich erweisen würde?

Und woher hätte ich ahnen sollen, daß Atax seine verfluchten Finger in dieser Sache hatte? Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und merkte, wie meine Finger zitterten.

Vicky, gib nicht auf! Ich werde nichts unversucht lassen, um dich zu finden! Du weißt, daß ich für dich bis ans Ende der Welt gehe – und noch weiter! Keine Welt ist zu weit entfernt, keine Gefahr zu groß, um mich davon abzuhalten, dich zurückzuholen! Halte durch, Vicky…

Mein Zorn richtete sich sodann gegen Mikis Gizikis, diesen gottverdammten Halunken, der sich als Werkzeug des Bösen benützen ließ. Er hatte mich getäuscht und hierher gelockt, wo Atax' Schlag mich treffen sollte.

Vor allem mich, denn in Vicky Bonney sah die Seele des Teufels keine Gefahr. Ich war sein erbittertster Feind und würde es bis zu meinem letzten Atemzug bleiben.

Gizikis… Warum habe ich nicht auf meine innere Stimme gehört? fragte ich mich. Sie warnte mich vor diesem finsteren Griechen. Ich hätte ihm von Anfang an mißtrauen sollen, dann wäre es nicht zu dieser Katastrophe gekommen.

Ich trat aus der Tempelruine. An den Füßen schien ich Schuhe mit Bleiplatten zu tragen. Jeder Schritt war mühsam für mich. Ich mußte mich an Mikis Gizikis halten.

Alles, was er wußte, würde ich aus ihm herausquetschen, das stand fest. Gizikis würde es nicht leicht haben, wenn er mir in die Hände fiel. Ich drehte mich noch einmal um und warf einen Blick zwischen die in der Sonne stehenden Säulen.

Diese Stille, dieser Friede… Nichts zeugte von dem schrecklichen Ereignis, das sich hier vor wenigen Minuten zugetragen hatte.

Ich brauchte nur an Vicky Bonney zu denken, da krampfte sich sofort mein Herz schmerzhaft zusammen.

Gizikis, ich komme! Und ich drehe dich durch den Wolf, du dreckiger Handlanger des Bösen! Immer wieder fanden sich Menschen, die der schwarzen Macht einen Dienst erwiesen.

Schon oft hatte ich mich gefragt, warum sie das taten? Wollten sie sich einen Platz in der Hölle reservieren? Fühlten sie sich dem Bösen so sehr zugetan, daß sie für seine Verbreitung auf der Welt sorgten?

Ich trabte los. Meine Hände waren zu Fäusten geballt, die Lippen so schmal wie zwei aufeinandergelegte Messerklingen.

Koste es, was es wolle, ich mußte diesen Mikis Gizikis finden. Ich eilte den Weg zurück, den er uns geführt hatte. Mein einziger Anhaltspunkt war die »Sounion-Bar«.

Der Leih-Peugeot stand noch davor. Ich betrat das Lokal. Es wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein, wenn Mikis Gizikis an einem der Tische gesessen hätte.

Wußte Atax über meine Schritte Bescheid? Beobachtete er mich heimlich? Er war in der Lage, jede beliebige Gestalt anzunehmen.

Er konnte aber auch in den Körper eines Menschen eintauchen und mich auf diese Weise aus nächster Nähe belauern.

Ich verschwendete keinen weiteren Gedanken an die Seele des Teufels. Die Männer an den Tischen blickten mich musternd an. Sie mochten sich wohl fragen, wo ich Vicky Bonney gelassen hatte.

Atax hat sie verschleppt! schrie es in mir. Und Gizikis hat ihm dabei geholfen!

Da ich den Kerl nirgendwo entdeckte, wandte ich mich an den Wirt. »Sprechen Sie englisch?«

»Ein bißchen«, sagte der Mann mit dem buschigen Schnauzbart.

Sein Teint glich der Farbe reifer Oliven.

»Wo kann ich mit Ihnen unter vier Augen sprechen?« fragte ich.

»Vier Augen?«

»Ich möchte mich mit Ihnen allein unterhalten – ungestört, Sie verstehen?«

Seine Brauen schnappten nach oben. »Ah, ungestört, ja, verstehe.« Er wies auf eine Tür. »Kommen.«

Ich begab mich mit ihm in eine kleine Küche. Auf dem Boden lagen drei faule Hunde, auf Tischen und Stühlen zählte ich in der Eile sieben Katzen. Der Wirt schien sehr tierliebend zu sein. Und ebenso viele Tierliebe brauchte man wohl, wenn man sich bei ihm etwas zu essen bestellte.

Der Wirt sah mich abwartend an. Er machte einen unsicheren, ängstlichen Eindruck auf mich. Es hatte den Anschein, als hätte er es gern gehört, wenn ich mich verabschiedet hätte.

Die Freude würde ich ihm jedoch erst machen, wenn er mir meine Frage beantwortet hatte. Sein Lächeln, das er jetzt anknipste, kam ihm nicht vom Herzen, das merkte ich.

Er wollte mich friedlich stimmen. Doch wenn ich an Mikis Gizikis dachte, war ich wieder auf hundert.

»Erinnern Sie sich an mich?« fragte ich den Wirt.

Er nickte.

»Ich war vor etwa fünfzehn Minuten mit einem Mädchen hier.«

Er nickte wieder.

»Wir trafen Mikis Gizikis in Ihrer Bar.«

Er schaute mich mit großen, unwissenden Augen an.

»Haben Sie das nicht verstanden?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf.

»Mikis Gizikis!« sagte ich laut, als wäre er taub. »Kennen Sie ihn?«

Der Wirt schüttelte erneut den Kopf.

»Sie haben den Mann gesehen. Er sprach uns an. Wir verließen mit ihm die Bar.«

Er nickte.

»Aber Sie kennen ihn nicht.«

»Nein, Sir, nicht kennen.«

»Das glaube ich Ihnen nicht!« erwiderte ich schneidend.

Der Wirt hob die Schultern, als würde er es zwar bedauern, aber man könne nichts machen.

Ich spürte ein heftiges Pochen in meinen Schläfen. Der Wirt reizte mich mit seiner zugeknöpften Art. Ich stand kurz vor einer Explosion.

»Gizikis hat Ihre Bar als Treffpunkt vorgeschlagen«, sagte ich.

»Sie müssen ihn kennen!«

Schulterzucken. »Sorry, Sir.«

»Warum sagen Sie nicht die Wahrheit? Haben Sie Angst?«

Kopfschütteln. Der Mann brachte mich auf die Palme.

»Klar haben Sie Angst. Sie fürchten Gizikis. Warum?«

Schulterzucken.

»Mann, ich warne Sie, treiben Sie’s nicht auf die Spitze! Ich muß Gizikis finden. Er hat mich reingelegt. Meine Freundin wurde entführt!« Ich sagte nicht, von wem. »Sie können sich vorstellen, in was für einer Verfassung ich bin. Mir könnten die Nerven durchgehen.

Das täte mir leid für Sie. Also seien Sie vernünftig und sagen Sie mir endlich, wo ich Gizikis finde!«

Schulterzucken. Da riß der Geduldsfaden. Meine Hand schoß vor. Der Mann belog mich. Ich hatte ihn gewarnt. Wer nicht hören will, muß fühlen. Mir kam vor, daß er besser Englisch sprach, als er zugab.

Nix verstehn! Dahinter wollte er sich verstecken, doch ich ließ es nicht gelten. Meine Finger krallten sich in sein altes, schmuddeliges Hemd. Ich riß ihn an mich.

Sein Atem verriet mir, daß er die Gäste nicht allein trinken ließ.

Die Ouzofahne des Wirts legte sich wie ein Schal um meinen Hals.

»Sie werden jetzt auf der Stelle reden, sonst…«

Der Grieche riß sich von mir los, prallte gegen einen Tisch. Zwei Katzen schnellten erschrocken hoch und suchten kreischend das Weite. Die Hand des Wirts erwischte ein Messer.

Auch das noch!

Die Finger des Griechen schlossen sich blitzschnell um den Messergriff. Er zeigte mir die lange Klinge und knurrte: »Gehen!«

Ich gehorchte nicht.

»Gehen!« brüllte er mich an.

Ich spreizte die Arme ab. »Legen Sie das Messer weg!«

»Gehen!«

»Ich warte auf Gizikis Adresse!«

»Ich nix kennen Adresse.«

»Sie wissen ganz genau, wo Gizikis wohnt, aber wahrscheinlich befürchten Sie, daß er herkommt und Ihnen die Kehle durchschneidet, wenn Sie's mir verraten.«

»Gehen!«

Ich nickte. »Okay, wenn Sie darauf bestehen, erfülle ich Ihnen den Wunsch.« Ich drehte mich langsam um. Mein Blick fiel auf eine Bratpfanne. Sie streckte mir den Stiel verlockend entgegen.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. Meine Hand sauste vor wie eine Klapperschlange, wenn sie zubeißt. Ich schnappte mir die Pfanne und drehte mich.

Der Wirt rechnete mit keinem Angriff, deshalb warf ihn der Treffer, der sich wie ein Gongschlag anhörte, um. Stöhnend kämpfte er sich hoch. Sein Blick war glasig.

Er beschränkte sich nicht mehr nur darauf, mich mit dem Küchenmesser zu bedrohen. Jetzt flackerte Wut in seinen Pupillenschächten. Er wollte mich fertigmachen.

Doch ich war auf der Hut. Als er zustach, schlug ich mit der Bratpfanne nach seiner Hand. Das Messer flog bis zur Decke hoch, kam herunter und bohrte sich neben mir in die Tischplatte.

Der heißblütige Grieche wollte es sich sofort wiederholen, aber mein Faustschlag warf ihn zurück. Ehe der Mann erneut den Vorwärtsgang

einlegte, holte ich mir das Messer, und mit Bratpfanne und Messer bewaffnet trieb ich ihn in die Enge.

Ich weiß nicht, sehe ich aus wie ein Killer? Der Grieche hatte jedenfalls eine Todesangst vor mir. Er zitterte und faltete wie zum Gebet die Hände. »Ich sagen…!« stöhnte er. »Alles sagen!«

»Die Adresse!« schnarrte ich.

»Xeno Fontos 39.«

»Wo ist das?«

»Ethnikos Kipos – Nationalgarten«, erklärte der Wirt, und mit den Händen machte er mir verständlich, daß die genannte Straße sich gegenüber dem Nationalgarten befand.

»Warum nicht gleich?« sagte ich mürrisch. »Sie hätten uns beiden was erspart.«

***

Auch Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, und der Ex-Dämon Mr. Silver hatten sich einen Leihwagen zugelegt, um unabhängig von den öffentlichen Verkehrsmitteln zu sein.

Sprachschwierigkeiten gab es für die beiden nicht. Sie konnten sich in jeder Sprache, die auf der Welt gesprochen wurde, verständigen. Das war nur eine von ihren zahlreichen außergewöhnlichen Fähigkeiten.

Piräus ist nur zehn Kilometer von Athen entfernt. Dorthin waren Roxane und Mr. Silver unterwegs.

Roxane – langes glattes, schwarzes Haar und ungeheuer lebendige grüne Augen – trug ein einfaches weißes Kleid. Niemand hätte dieses schöne Mädchen mit der Traumfigur für eine Hexe gehalten.

Sie war aber eine – seit ihrer Geburt. Sie hatte bereits in jungen Jahren dem Bösen abgeschworen, was Mago veranlaßte, sie auf seine schwarze Liste zu setzen.

Lange Zeit war Roxane vor ihm auf der Flucht durch die Dimensionen. Immer wieder gelang es ihr, dem Jäger der abtrünnigen Hexen und seinen grausamen Schergen zu entkommen, sich zu verbergen.

Doch es kam so sicher wie das Amen in der Kirche, daß der Schwarzmagier sie wieder aufstöberte, so daß sie gezwungen war, erneut die Flucht zu ergreifen.

Roxane war Mr. Silvers Jugendfreundin. Wirrnisse trennten sie, und sie konnten lange nicht zueinander finden. In einer Stadt im Jenseits begegneten sie sich nach langem wieder und stellten fest, daß ihre Liebe die lange Trennung überdauert hatte.

Bald danach stieß Roxane zur Ballard-Crew, und seither gehörte sie als fester Bestandteil dazu. Daß Mr. Silver mit Cuca einen Sohn hatte, machte ihr nichts aus.

Der Ex-Dämon hatte Cuca gekannt, bevor er sie kennenlernte.
Roxane war nicht so unvernünftig, auf Mr. Silvers Vergangenheit eifersüchtig zu sein. Sie freute sich mit dem Hünen, daß er einen Sohn hatte.
Männer möchten in ihren Söhnen weiterleben. Wenn sie nicht mehr da sind, soll etwas von ihnen zurückbleiben. In dieser Hinsicht empfand der Ex-Dämon wie ein Mensch.
Roxane wußte, daß es Schwierigkeiten geben würde, wenn sie Silver II gefunden hatten, dennoch unternahm sie alle Anstrengungen, um herauszufinden, wo Mr. Silvers Sohn lebte.
Roxane wandte sich dem Hünen zu, der das Fahrzeug Richtung Piräus lenkte. »Erinnerst du dich noch an Cuca?«
»Natürlich«, sagte der Ex-Dämon.
»Erzähl mir von ihr.«
»Was soll ich erzählen? Sie war eine wilde, gefährliche Hexe.«
»Du hast sie gezähmt.«
»Ich hab's zumindest versucht«, sagte Mr. Silver.
»Ist sie sehr schön?«
»Sie gefiel mir sofort, als ich sie zum erstenmal sah.«
»Ist sie schöner als ich?« fragte Roxane.
»Nein, das ist sie nicht. Ich hoffte, sie für das Gute gewinnen zu können. Für kurze Zeit dachte ich, es wäre mir gelungen, aber dann wurde sie rückfällig; die Geschichte kennst du bereits.«
»Hast du Cuca geliebt?« wollte Roxane wissen.
»Ich glaubte es jedenfalls.«
»Und heute? Was empfindest du heute für sie?«
»Bis vor kurzem wußte ich nicht, daß sie noch lebt, wie du weißt. Ich dachte, sie wäre von Dämonen gefangengenommen und getötet worden. Ich bin mir über meine Gefühle für sie nicht im klaren.«
»Habe ich Grund, mir Sorgen zu machen, Silver?«
Er lachte und legte seine große Hand liebevoll auf Roxanes Schenkel. »Aber nein, was ist denn das für eine Frage. Das mit Cuca ist vorbei. Schon lange.«
»Ich frage mich, was du empfinden wirst, wenn du ihr gegenüberstehst.«
»Nichts mehr.«
»Bist du sicher?«
»Wir beide gehören zusammen, Roxane«, sagte der Ex-Dämon, und es hörte sich beinahe wie ein Schwur an. »Nichts kann uns trennen. Auch Cuca nicht.«
»Das hoffe ich«, flüsterte die schwarzhaarige Hexe und blickte zum Seitenfenster hinaus.
Es kursierten seltsame Gerüchte in Athen, denen Roxane und Mr. Silver auf den Grund gehen wollten. Niemand redete viel. Man machte

hin und wieder vage Andeutungen.

Doch hinter den Kulissen schien etwas Schreckliches angelaufen zu sein, und Cuca hatte ihre Finger in dieser Sache drin. Cuca, die sich hier in Griechenland anders nannte.

Roxane und der Ex-Dämon hatten aber noch nicht herausgefunden wie.

»Was meinst du, wer wird Cuca früher finden? Wir oder Vicky und Tony?« fragte Mr. Silver.

»Ich hoffe, daß wir das Rennen machen«, sagte Roxane.

Der Hüne lachte. »Ja, das hoffe ich auch.«

Sie erreichten Piräus. »Wie heißt die Yacht?« fragte Mr. Silver.

»Kithira«, sagte Roxane.

»Ach ja.«

Sie hatten von einem Mann erfahren, der an einer Party teilgenommen hatte, über die hinterher niemand reden wollte. Etwas Schreckliches sollte sich in dieser Nacht vor zwei Wochen ereignet haben.

Andreas Kantos hieß der Mann, zu dem Roxane und Mr. Silver unterwegs waren. Kantos war ein Playboy, ein Typ, der keine Party ausließ. Doch seit jener Nacht vor vierzehn Tagen lebte er nur noch auf seiner Yacht. Er war – was überhaupt nicht seinem Naturell entsprach – zum Einsiedler geworden.

Angeblich immer noch geschockt und gezeichnet von diesem grauenvollen Erlebnis.

Mr. Silver verlangsamte die Fahrt. In turmhoch aufgestapelten Käfigen gackerten auf dem Kai weiße Hühner mit blutroten Kämmen. Frachter und Passagierschiffe lagen an den Pieren.

Der Ex-Dämon fuhr zum Yachthafen. Ein betrunkener Matrose tanzte auf der Fahrbahn Sirtaki. Die Musik dazu drang aus einem kleinen Hafenlokal. Mr. Silver fuhr an den Griechen heran und stoppte das Fahrzeug.

»Wir suchen die ›Kithira‹.«

Der Matros nickte und wippte mit den Augenbrauen. »Schöner Kahn. Sehr schöner Kahn«, sagte er mit schwerer Zunge. »Ich würde mich glücklich preisen, wenn ich sowas besäße.« Er kicherte, machte die Geste des Geldzählens und meinte: »Aber dazu fehlt mir das nötige Kleingeld.«

»Wo ist die Yacht?«

»Immer geradeaus. Die letzte und größte ist es. Sie können sie nicht übersehen.« Der betrunkene Matrose blinzelte. »He, hab' ich was mit den Augen, oder sind Ihre Haare wirklich aus Silber?«

»Sie haben was mit den Augen«, erwiderte der Ex-Dämon und fuhr weiter.

Sie kamen an einem Motorbootsverleih vorbei. Mr. Silver sah ein

paar schnittige Flitzer, und wenn er Zeit gehabt hätte, hätte er sich einen davon geliehen.

Ein Tag auf dem Meer. Blauer Himmel, strahlender Sonnenschein, würzige Meeresluft, den salzigen Geschmack des Spritzwassers auf den Lippen… Herrlich.

Aber es war keine Zeit dafür. Roxane entdeckte die »Kithira«. Ein schlanker, weißer Traum. Wirklich die prächtigste Yacht im Hafen.

Sie gehörte Andreas Kantos, und Mr. Silver hoffte, daß er den Mann »zu Hause« antreffen würde. Der Ex-Dämon hielt den Wagen an. Roxane stieg auf der Beifahrerseite aus.

»Er wird sich in Schweigen hüllen«, bemerkte sie, den Blick auf das herrliche Schiff gerichtet. Niemand schien an Bord zu sein.

»Ich bringe ihn zum Reden, verlaß dich drauf«, sagte der Hüne und warf die Tür zu.

Sie begaben sich zur Gangway und gingen ohne Erlaubnis an Bord.

»Ich hoffe, Kantos wird uns diesen ›Hausfriedensbruch‹ verzeihen«, sagte Mr. Silver und schmunzelte.

Sie sahen sich an Deck um. »Keine Menschenseele hier«, stellte Roxane fest.

»Vielleicht hat er sich unter Deck vergraben.« Der Ex-Dämon pumpte seine Lungen voll und brüllte dann Kantos' Namen. Es dauerte nicht lange, da tauchte der Grieche auf.

Ein großer, schlanker Mann mit scharf geschnittenen Zügen. Ein Frauentyp. Doch seine Haut wirkte wie Pergament, war gelblich.

Ungesund sah der Grieche aus, der nicht älter als 25 sein konnte.

Seine Augenbrauen zogen sich mißmutig zusammen. »Was wollen Sie auf meiner Yacht? Verschwinden Sie!«

Der Ex-Dämon lächelte ihn entwaffnend an. »Warum denn so unfreundlich? Wir sind in absolut friedlicher Mission hier. Ich bin Mr. Silver. Das ist meine Freundin Roxane. Wir möchten Sie sprechen.«

Andreas Kantos schüttelte entschieden den Kopf. »Ich habe keine Zeit!«

»Oh, ich bin sicher, Sie haben nichts Wichtiges zu tun.«

»Und wenn es so wäre? Was ginge Sie das an?« schnauzte Kantos den Hünen an. »Verlassen Sie mein Schiff! Und vergessen Sie nicht, Ihre Freundin mitzunehmen!«

Mr. Silver behielt sein entwaffnendes Lächeln bei. »Möchten Sie sich nicht zuerst anhören, worüber wir mit Ihnen sprechen möchten?«

»Interessiert mich nicht! Machen Sie, daß Sie von meinem Schiff runterkommen!«

Nun, wenn es auf die normale Tour nicht ging, würde es anders klappen. Mr. Silver wußte sich zu helfen. Er aktivierte einen kleinen Teil seiner übernatürlichen Fähigkeiten und hypnotisierte den Griechen kurzerhand. Blitzschnell ging das.

Der Ex-Dämon nickte zufrieden. »So gefallen sie mir schon, besser, Kantos. Vernünftig, umgänglich, aufrichtig. Ich schlage vor, wir begeben uns unter Deck.«

Der Grieche wandte sich um und führte die »Gäste« in seine geräumige Kabine. Mr. Silver forderte Kantos auf, sich zu setzen. Der Yachtbesitzer nahm auf einer Lederbank Platz.

Auch Roxane und der Ex-Dämon setzten sich. »Seit vierzehn Tagen haben Sie die Yacht nicht mehr verlassen«, begann der Hüne.

Andreas Kantos nickte ernst. »Ja, das stimmt.«

»Warum nicht?«

»Ich… ich habe Angst.«

»Angst wovor?« wollte Mr. Silver wissen.

»Es ist etwas Schreckliches passiert.«

»Auf der Party vor zwei Wochen.«

»Ja.«

»Wer gab diese Party?«

»Spyros Minlas, der Reeder. Eigentlich hängen mir diese Parties schon zum Halse raus«, sagte er. »Es ist immer dasselbe. Man redet mit Leuten, die man kaum kennt, belangloses Zeug. Emporkömmlinge wollen einem die tollsten Geschäfte einreden. Irgendwann flippt irgendeiner aus. Zum Schluß gibt es Alkoholleichen, zerbrochenes Geschirr, untreu gewordene Ehefrauen und Ehemänner mit schlechtem Gewissen. Es kotzt mich an.«

»Warum gibt er diese Parties dann immer wieder?« fragte Roxane.

Kantos hob die Schultern. »Weil man es von ihm erwartet. Für diesen Abend vor zwei Wochen hatte er etwas Besonderes vor. Etwas noch nie Dagewesenes. Er sprach von einer großen Überraschung, von einem Mitternachtsgast, den er erwarte. Er hatte zu dieser Party nur Leute eingeladen, denen er vertrauen konnte und die normale Feste genauso öde fanden wie er.«

»Darunter auch Sie«, sagte Roxane.

Der Grieche nickte. »Ja. Er sagte, es würde eine Horrorparty werden. Nur etwas für ganz starke Nerven. Aber wir müßten über das, was wir in seinem Haus erleben würden, strengstes Stillschweigen bewahren, es dürfe nichts davon an die Öffentlichkeit dringen. Wir mußten sogar schwören. Uns gefiel das. Endlich einmal eine Party – nach so vielen öden Festen –, die jeglichen Rahmen sprengen würde. Endlich einmal etwas Neues. Das Grauen sollte um Mitternacht in Spyros Minlas' Haus kommen. Diese Ankündigung rief in uns allen ein eigenartiges Prickeln hervor. Je näher Mitternacht rückte, desto gespannter waren wir. Fünfzehn Minuten vor zwölf sagte Spyros, wer glaube, daß seine Nerven doch nicht stark genug für das Bevorstehende sein würden, könne sein Haus noch verlassen. Niemand dachte daran, zu gehen. Wir waren aufgeregt und neugierig. Wir waren betrunken. Es

herrschte eine Stimmung in Spyros' Haus, die ich nicht beschreiben kann. Wir waren fasziniert von der Gefahr, die auf uns zukam, wollten uns selbst beweisen, daß wir mutig waren…«

Schweiß glänzte auf Kantos' Stirn. Er ließ die Zunge über seine bebenden Lippen huschen. Koxane und Mr. Silver warteten darauf, daß der Grieche weitersprach.

»Und dann«, fuhr Andreas Kantos fort, und sein Gesicht wurde fahl, »Mitternacht… Etwas schnürte uns die Kehle zu, denn wir wußten, daß es jetzt kein Zurück mehr gab … Mitternacht … Wir blickten einander an. Keiner sagte ein Wort. Als der letzte Schlag der großen Standuhr verhallt war, traf Minlas' Gast ein. Ein nichtssagender Mann …«

Kantos lehnte sich schwer atmend zurück. Er lockerte die weiße Schalkrawatte, denn die Erinnerung erhitzte ihn.

»Der mitternächtliche Besucher… Ein unheimlicher, wenig vertrauenerweckender Geselle … Ein häßlicher Mensch … Und wie er mich ansieht! Großer Gott, er hat den Blick eines kaltblütigen Mörders! Ich hätte vor Mitternacht gehen sollen … Er nennt seinen Namen … Phaidon Eiliou heißt er, und er kündigt an, daß er einen von uns töten wird … Wir lachen nervös. Wir glauben, er macht einen makabren Scherz. Vielleicht will er uns Angst einjagen … Er sieht sich mit seinen kalten Augen um, als wollte er ein Opfer auswählen … Einen von uns wird es treffen … Einer von uns wird diese Nacht nicht überleben, das behauptet Phaidon Eiliou … Die Agentur hat ihn geschickt … Man kann ihn mieten … Es ist nicht billig … Dafür kriegt man aber ein Schauspiel bis zur blutigen Konsequenz geboten … Phaidon Eiliou scheint seine Wahl getroffen zu haben … Er nähert sich mir, und ich bekomme die Gänsehaut, wenn ich ihm in seine schrecklichen Augen sehe … Was hat er vor? Will er mich umbringen? Er dreht kurz vor mir ab … Konstantin Pakras ist jetzt sein Ziel … Ich atme auf, ein Stein fällt mir vom Herzen. Nicht ich soll sterben, sondern Konstantin Pakras – im Spiel … Die anderen weichen zurück … Pakras steht wie angewurzelt da. Er starrt Phaidon Eiliou an und zittert. Er hat schreckliche Angst. Ist er der einzige, der weiß, daß dies nicht nur ein Spiel ist? … Himmel, was passiert mit Eiliou? Sein Aussehen verändert sich … Er ist auf einmal kein Mensch mehr … Gütiger Gott, er war nie ein Mensch … Kein Mensch kann sich in ein so abscheuliches Ungeheuer verwandeln … Kahl ist er, ganz kahl auf einmal … Und seine Augen liegen in tiefen Höhlen – bernsteinfarben leuchten sie … Dreieckige Zähne hat er, spitz wie die eines Hais, und seine Haut glänzt schleimig …«

Mr. Silver warf Roxane einen aufgeregten Blick zu. »Er beschreibt einen Ghoul!«

Roxane nickte. »Spyros Minlas engagierte einen Ghoul für seine

Horrorparty.«

»Wahnsinn! Der Mann holte sich einen grausamen, gefährlichen Leichenfresser ins Haus! Wie verrückt Menschen doch werden können, wenn ihr vieles Geld sie verdorben hat!«

»Pakras…«, fuhr Andreas Kantos fort, »er weiß, daß er Spyros Minlas' Haus nicht lebend verlassen wird … Das nackte Grauen ist ihm ins Gesicht geschrieben, aber nicht nur ihm, uns allen … Das dämonische Wesen stürzt sich auf Konstantin Pakras … Wie gelähmt steht er da … Der Treffer der Krallenpranke reißt ihn nieder … Pakras schreit wie am Spieß … Das Scheusal wirft sich auf ihn … Pakras wehrt sich verzweifelt … Seine Schreie gehen mir durch Mark und Bein! Aufhören! Ich kann nicht mehr, ich will diese Schreie nicht mehr hören! Man muß Pakras helfen … Aber wer? Wer sollte es tun? Niemand bringt den Mut dazu auf. Ich auch nicht … Pakras befreit sich … Pakras will fliehen … Er rennt durch den Raum, das Ungeheuer hinter ihm her, holt ihn ein, reißt ihn nieder … O Gott! Himmel, vergib mir … Wie konnten wir uns nur so sehr vergessen … Frevel … Wir haben die Hölle zu uns geholt, und das muß nun einer von uns büßen … Er schreit; es ist entsetzlich … Und Phaidon Eiliou wütet … Der Schrei reißt ab … Was willst du ihm denn noch antun, du verdammtes Scheusal? Er ist doch schon tot! Warum kannst du ihn nicht wenigstens jetzt in Ruhe lassen?«

Kantos brach ab.

»Heilige Madonna, das Ungeheuer frißt ihn auf…«

Der Grieche schlug die Hände vors Gesicht, schrie gequält auf und weinte. Mr. Silver und Roxane konnten sich vorstellen, was für Szenen sich in Spyros Minlas' Haus abspielten.

Sie wußten über Ghouls Bescheid. Häufig wohnten die Leichenfresser auf Friedhöfen unter der Erde. Sie gruben Gänge von einem Grab zum anderen und stillten an den Toten ihren Hunger.

Aber sie fielen auch über Lebende her. Andreas Kantos hatte es erlebt. Selbst nach zwei Wochen saß ihm der Schock noch tief in den Knochen, daß er sich nicht von Bord seiner Yacht wagte.

Er getraute sich nicht mehr unter Menschen, weil ihn sein schlechtes Gewissen erdrückte. Er wußte etwas, worüber er nicht sprechen durfte. Hätte Mr. Silver ihn nicht hypnotisiert, dann hätte Kantos nie über sein grauenvolles Erlebnis geredet.

»Hören Sie auf zu weinen«, sagte Mr. Silver. »Fassen Sie sich, Kantos!«

Der Grieche ließ langsam die Hände sinken. »Der Tod war bei Spyros Minlas… Ich bin ihm begegnet … Konstantin Pakras ist tot … Die Bestie hat ihn gefressen …«

»Von welcher Agentur wurde der Ghoul vermittelt?« wollte Mr. Silver wissen.

Kantos zuckte mit den Schultern. »Ich kenne den Namen nicht. Spyros kennt ihn. Ich weiß nur, daß die Agentur von einer Frau geleitet wird.«

Mr. Silver warf Roxane einen raschen Blick zu.

»Cuca«, sagte die Hexe aus dem Jenseits.

***

Ich brannte darauf, Mikis Gizikis wiederzusehen. Der Wirt war froh, als ich ging. Seine Augen baten mich, nie mehr wiederzukommen.

Okay, ich würde Gizikis nicht verraten, daß ich seine Adresse vom Besitzer der »Sounion-Bar« erfahren hatte, aber der Kerl konnte sich das denken. Von wem sonst hätte ich die Adresse kriegen können?

Die Männerblicke folgten mir mit wesentlich weniger Interesse als Vicky Bonney. Vicky… Würde mir Gizikis sagen können, wohin Atax meine Freundin entführt hatte?

Die Seele des Teufels ließ sich von einem Menschen nicht in die Karten blicken. Dennoch hoffte ich, daß ich über Mikis Gizikis einen Schritt weiterkam.

Ich hatte ja keine andere Hoffnung.

Rasch schob ich den Schlüssel ins Türschloß, sperrte den weißen Peugeot auf und ließ mich hinter das Lenkrad fallen. Der Platz neben mir war verwaist. Die Leere schmerzte mich.

Ich seufzte schwer und startete den Motor. Den Weg zum Nationalgarten kannte ich. Ich fuhr los und erreichte nach kurzem die Vasileos Konstantinou. Zeitweise sah ich die weltberühmte Akropolis, dieses herrliche Denkmal griechischer Kultur, das auf dem Hügel die Häuser überragte.

Am Stadion vorbei, bog ich in die Leoforos Olgas ein, blinkte wenig später noch einmal rechts und gelangte in die Leoforos Amalias. Meine Gedanken eilten voraus.

Ich beschäftigte mich intensiv mit Mikis Gizikis, der keine Chance haben würde, mir irgend etwas zu verheimlichen. Was er wußte, würde er mir sagen, sonst… Es war besser für ihn, nicht auf stur zu schalten.

Ich bog in eine Seitenstraße ein, deren Namen ich in der Eile nicht lesen konnte, und Sekunden später passierte es!

Eine schwarze Limousine kam mir entgegen. Der Fahrer war hinter den dunkel getönten Scheiben nicht zu erkennen. Noch befand sich der andere Wagen auf seiner Fahrspur.

Kein Grund, mißtrauisch zu sein. Aber das sollte sich ändern. Der schwarze Wagen beschleunigte. Der Fahrer zog die Limousine über die Fahrbahnmitte, und dann kam mir das Auto auf meiner Seite entgegen.

Meine Nackenhärchen sträubten sich. War dem Fahrer plötzlich

schlecht geworden? Ein Herzinfarkt? Hatte der Mann deshalb die Herrschaft über seine Limousine verloren?
Es wäre ein lebensgefährlicher Fehler gewesen, zu bremsen.
Manchmal muß man genau das Gegenteil tun. Aber es ist nicht leicht, blitzschnell die richtige Entscheidung zu treffen.
Ich drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Der Motor heulte auf. Ich wurde gegen die Rückenlehne gepreßt. Wenn der schwarze Wagen auf meiner Seite fuhr, mußte ich rüber auf seine Fahrspur.
Der Peugeot 504 TI schoß in schrägem Winkel los. Jetzt konnte ich hinter der getönten Scheibe das Gesicht des Fahrers erkennen.
Es war Atax!
Verdammt, schon wieder Atax!
Breit grinsend raste dieses grauenerregende Ungeheuer heran.
Mit meinem Ausweichmanöver bewies ich zwar, daß ich blitzschnell zu reagieren vermochte, aber es gelang mir nur, einen Frontalzusammenstoß zu vermeiden.
Zum Crash kam es trotzdem. Die schwarze Limousine fegte heran. Atax triumphierte schon. Die Schnauze des schwarzen Wagens krachte gegen die rechte Seite des Peugeots.
Ich war angegurtet und klammerte mich zusätzlich mit aller Kraft an das Lenkrad. Trotzdem riß es mich mit großer Wucht zur Seite, und dann verwandelte sich mein Auto in einen Kreisel, der sich wild drehte.
Der Peugeot rumpelte über die Gehsteigkante und prallte gegen die Hausmauer. Ich schüttelte benommen den Kopf und warf einen wütenden Blick in den Rückspiegel.
Da spannte sich meine Kopfhaut. Die schwarze Limousine stand mitten auf der Straße. Und Atax saß nicht mehr im Wagen. Ich entdeckte ihn daneben. Er hielt eine glühende Lanze in seiner Hand, und ich konnte mir denken, was er vorhatte.
Er wollte den Wagen, in dem ich saß, in Brand schießen. Verbrennen sollte ich in meinem Fahrzeug.
Raus, Tony! schrie es in mir. Ich hakte den Sicherheitsgurt los, wuchtete mich gegen die Tür. Sie schwang auf. Atax schleuderte die Lanze.
Ich hechtete mich aus dem Peugeot, und hinter mir bohrte sich die Glutlanze in das Fahrzeug. Sie brannte sich in den Tank hinein und entzündete das Benzin.
Es gab einen ohrenbetäubenden Knall. Der Peugeot verwandelte sich in einen grellen, heißen Glutball. Eine Druckwelle fegte über mich hinweg und nahm mir den Atem.
Blechteile wirbelten durch die Luft, fielen scheppernd auf die Straße. Ich war so taub, daß ich nicht hörte, wie Atax Gas gab und fortraste. Als ich den Kopf hob, um wieder nach ihm zu sehen, waren er und

sein schwarzer Wagen verschwunden.

Und vor mir brannte der Peugeot völlig aus. Wieder einmal hatte mein Leben an einem seidenen Faden gehangen. Zum Glück war der Faden nicht gerissen.

Aber oft durfte man ihn nicht mehr so stark strapazieren…

***

Cuca leitete in Athen eine Agentur, die das nackte Grauen, den blutigen Tod vermittelte. Ein Geheimtip für die Reichen, die den Verstand verloren hatten.

Eine Marktlücke hatte Cuca entdeckt und geschlossen. Ihre Kunden bezahlten viel Geld für diesen Horror. Cuca konnte mit ihrer Agentur nicht Reklame machen, brauchte das aber auch nicht.

Sie lebte von der Mundpropaganda. Einer sagte es hinter der vorgehaltenen Hand dem anderen. Cucas Kunden waren eine eingeschworene Gemeinschaft. Niemand würde sie verraten.

Cuca hatte den außergewöhnlichsten Partyservice auf die Beine gestellt, den es je gegeben hatte. Mr. Silver drehte es den Magen um. Guca, die Hexe, die er einmal zu lieben glaubte, mit der er zusammen einen Sohn hatte, vermittelte in Athen Ghouls an übergeschnappte Reiche.

Kantos kannte den Namen der Agentur nicht, und er wußte auch nicht, wie die Frau hieß.

Diesbezüglich würde ihnen nun Spyros Minlas helfen müssen.

Mr. Silver weckte den Griechen aus der Hypnose. Andreas Kantos sah Roxane und den Ex-Dämon verwirrt an.

Er sprang auf. »Sie sind hier unten? Ich sagte Ihnen doch, Sie sollen meine Yacht verlassen!« schrie er.

Mr. Silver und Roxane erhoben sich. Der Ex-Dämon machte eine beschwichtigende Handbewegung. »Regen Sie sich nicht künstlich auf, Kantos, wir gehen ja schon. Haben Sie Dank für alles.«

Der Grieche erschrak bis ins Knochenmark. Er riß die Augen auf:

»Wofür bedanken Sie sich? Habe ich etwa…? Wieso sind wir hier unten? Ich kann mich nicht entsinnen, Sie unter Deck gebeten zu haben!«

Der Ex-Dämon lächelte. »Doch, Sie waren so freundlich.«

Kantos wischte mit der Hand über seine Stirn. Er wunderte sich über die dicken Schweißtropfen. Furchtsam schaute er Mr. Silver an. »Was habe ich Ihnen erzählt? Habe ich mit Ihnen über etwas geredet, das… Ich erinnere mich nicht. Das ist mir noch nie passiert. Was immer ich gesagt habe, es ist nicht wahr. Sie müssen es vergessen. Versprechen Sie mir, daß Sie es vergessen werden? Irgend etwas scheint mit mir nicht zu stimmen. Ich glaube, ich muß zum Arzt.«

Um ihn zu beruhigen, sagte Mr. Silver: »Es ist alles in Ordnung,

machen Sie sich keine Sorgen.«

Sichtlich erleichtert atmete Andreas Kantos auf.

Der Ex-Dämon wandte sich an seine Freundin. »Gehen wir, Roxane.«

Sie verließen die Yacht. Als nächsten mußten sie Spyros Minlas aufsuchen, dann war es zu Cuca nur noch ein kleiner Schritt.

***

Der Mann sah unscheinbar aus. Er befand sich lange genug an Bord der »Kithira«, um alles mithören zu können. Geduckt hockte er in seinem schattigen Versteck und wartete, bis Roxane und Mr. Silver die Yacht verlassen hatten.

Dann löste er sich aus dem Schatten und strebte dem Niedergang zu. Ein grausamer Ausdruck kerbte sich um seine Mundwinkel.

Andreas Kantos war zum Verräter geworden, und Verräter mußten sterben.

Lautlos schlich der Mann die Holzstufen hinunter. Er sah den Yachtbesitzer. Andreas Kantos warf soeben mit zitternder Hand einen Eiswürfel in ein Glas und füllte es dann mit Bourbon.

Als er das Glas an die Lippen setzte, sagte der Mann hinter ihm:

»Prosit, Verräter!«

Kantos kreiselte mit einem heiseren Aufschrei herum. Er verschüttete den Bourbon, das Glas rutschte ihm aus der Hand und fiel auf den Boden. Wie ein Geschoß flitzte der Eiswürfel über die Planken und knallte gegen die Wand.

»Wer sind Sie?« krächzte Kantos.

»Du hattest versprochen zu schweigen!« knurrte der Fremde.

»Ich… ich habe geschwiegen!«

Der Unbekannte lächelte mitleidig. »Für wie dumm hältst du mich, Kantos? Ich habe alles mitgehört.«

»Was? Was habe ich denn gesagt?«

»Alles. Nichts hast du ausgelassen. Dein ganzes Wissen gabst du preis.«

»Das ist nicht wahr!« schrie Kantos kreidebleich. »Ich habe mich an mein Versprechen gehalten. Die beiden haben nichts aus mir herausgekriegt. Ich bin doch nicht… Ich weiß, was mich erwartet, wenn ich rede …«

»Du weißt es, und hast trotzdem nicht den Mund gehalten. Du dachtest wohl, es wäre niemand in der Nähe, der es erfährt. Aber wir beobachten euch. Wir haben euch unter Kontrolle, und wer gegen unsere Regeln verstößt, muß sterben!«

Kantos preßte die Handballen verzweifelt gegen die Schläfen.

»Ich kann mich an nichts erinnern. Das müssen Sie mir glauben. Irgend etwa ist mit meinem Gehirn nicht in Ordnung. Wenn ich etwas verraten habe, geschah es bestimmt nicht wissentlich. Das müssen Sie

doch berücksichtigen!«

Der Fremde schüttelte unnachgiebig den Kopf. »Verrat bleibt Verrat, Kantos!« knurrte er, und dann setzte die Metamorphose ein.

Aus den Händen des Unbekannten wurden schaufelähnliche Klauen, ähnlich wie bei Maulwürfen. Der Schädel verformte sich.

Die tiefliegenden Augen nahmen ein bernsteinfarbenes Leuchten an, während sich das tödliche Maul des Leichenfressers vergrößerte.

Andreas Kantos sah die spitzen, dreieckigen Zähne und schüttelte entsetzt den Kopf. »Nein! Nein! Um Himmels willen…!«

Zum zweitenmal im Leben sah er einen Ghoul, und diesmal sollte es zum letztenmal sein. Der Schwarzblütler sprang vor. Kantos hatte den grauenvollen Tod Konstantin Pakras' vor Augen.

Die Todesangst schnürte ihm die Kehle zu. Er begriff, daß er nur dann eine Chance hatte, wenn er sich wehrte.

Kantos duckte sich, und der Schlag verfehlte ihn. Er hetzte zur Hausbar, griff wahllos nach einer Flasche und hieb sie dem Ghoul auf den schleimigen Schädel.

Patsch! Es hörte sich grausig an. Der Kopf des Leichenfressers schien so weich wie eine gallertartige Masse zu sein. Kantos glaubte zu sehen, wie die Flasche einsank.

Jetzt zuckte der Schädel des Schwarzblütlers vor. Kantos rammte dem Scheusal die Flasche ins aufgerissene Maul. Die spitzen Zahnreihen klappten wie die Spangen einer Bärenfalle zusammen.

Das Glas der Flasche zersplitterte, verletzte den Ghoul jedoch nicht. Andreas Kantos wich zurück. Er riß eine neue Flasche aus der kreisrunden Halterung der verspiegelten Hausbar.

Mit großer Wucht schleuderte er sie dem Ghoul in die widerliche Fratze, doch auch damit erzielte er keine Wirkung. Der Dämon griff ihn kraftvoll an. Kantos versuchte die Treppe zu erreichen.

Fast hätte er es geschaft, aber nur fast. Der Körper des Monsters prallte mit ungeheurer Wucht gegen seinen Rücken. Das Gewicht des Ghouls drückte ihn nieder.

Kantos konnte sich nicht länger auf den Beinen halten. Er sackte zu Boden, drehte sich, zog die Beine an und stieß sie gegen den Leichenfresser, der ein unwilliges Knurren hören ließ.

Ein Schlag. Kantos brüllte auf. Die Krallen des Ghouls hatten ihm nicht nur das Hosenbein aufgeschlitzt, sondern auch die Wade verletzt. Als die Bestie das Blut des Opfers sah, drehte sie schier durch.

Immer wieder hieb der Ghoul auf Andreas Kantos ein. Der Yachtbesitzer kämpfte in heller Panik um sein Leben.

Schmerzen quälten ihn, drohten ihm die Besinnung zu rauben.

Wenn das passierte, war er unweigerlich verloren, deshalb kämpfte er verzweifelt gegen die Ohnmacht an.

Aber war er nicht auch so schon verloren?

***

Roxane und Mr. Silver erreichten ihren Leihwagen. Die Hexe aus dem Jenseits blickte nachdenklich zu Boden.

»Woran denkst du?« fragte Mr. Silver.

»An Cuca.« Roxane blieb stehen and schaute dem Ex-Dämon ernst in die Augen. »Unter Umständen stehst du ihr schon in einer Stunde gegenüber.«

»Ich wüßte nicht, worüber ich mich mehr freuen würde.«

»Sie besitzt diese Ghouls-Agentur. Ihre Leichenfresser töten Menschen. Wer weiß, wie viele Opfer sich die Dämonen schon geholt haben. Vielleicht verliert bald wieder ein Mensch sein Leben.«

»Ich weiß nicht, worauf du hinaus willst, Roxane.«

»Wirst du an all das denken, wenn du Cuca wiedersiehst?«

»Selbstverständlich.«

»Angenommen, sie greift dich an, was dann?«

»Dann werde ich mich wehren.«

»Würdest du sie auch töten?« fragte Roxane nun direkt heraus.

»Wenn es sich nicht vermeiden ließe – ja.«

»Du hast aber vor, sie am Leben zu lassen – obwohl sie auf der schwarzen Seite steht.«

»Ich brauche sie lebend, wegen meines Sohnes. Sie muß mir sagen, wo Silver II lebt.«

»Wenn sie es weiß, und wenn sie dir dieses Wissen vorenthält, hat sie eine Garantie, daß du sie nicht vernichten wirst«, sagte Roxane. »Sie kannst du nicht hypnotisieren wie Andreas Kantos. Cucas Wille ist nicht so schwach wie der eines Menschen.«

»Ich kriege sie trotzdem dorthin, wo ich sie haben will«, sagte der Ex-Dämon zuversichtlich. »Laß uns jetzt in den Wagen steigen und zu Spyros Minlas fahren, damit wir Cucas Adresse kriegen.«

Der Hüne öffnete die Fahrzeugtür.

Da vernahmen sie das Gebrüll des Yachtbesitzers. Mr. Silver kreiselte herum.

»Kantos!« stieß Roxane aufgeregt hervor.

Sie startete gleichzeitig mit dem Ex-Dämon. Beide jagten zur Yacht zurück. Ihre Schritte hämmerten über die Gangway. Der Hüne war etwas schneller als die Hexe aus dem Jenseits.

Erjagte die Stufen des Niedergangs hinunter und entdeckte einen blutüberströmten, schlimm zugerichteten Andreas Kantos. Niemand war bei dem Griechen.

Als Roxane den Verletzten sah, stockte ihr der Atem. Mr. Silver beugte sich über den Yachtbesitzer. »Kantos! Kantos, hören Sie mich? Wer war das? Wer hat das getan? Wo ist der Kerl hingekommen?«

Der Grieche röchelte. Er wollte etwas sagen, doch es gelang ihm nicht.

»So kann ihn nur ein Ghoul zugerichtet haben«, sagte Roxane erschüttert.

»Und ich bin schuld daran«, sagte Mr. Silver niedergeschlagen.

»Der Ghoul scheint gehört zu haben, was Kantos uns sagte. Damit war das Schicksal des unfreiwilligen Verräters besiegelt. O Roxane, ich könnte mich ohrfeigen…«

»Du konntest nicht wissen, daß uns jemand belauscht«, entgegnete die schwarzhaarige Hexe.

Das dumpfe Dröhnen eines Bootsmotors drang an ihr Ohr. »Ich wette, das ist er!« zischte Mr. Silver. »Das ist der Ghoul. Garantiert hat er wieder menschliches Aussehen angenommen, und nun sucht er das Weite. Aber er darf nicht entkommen. Wir disponieren um, Roxane. Wir schenken uns die Fahrt zu Spyros Minlas und holen uns den Leichenfresser. Auch von ihm können wir Cucas Aufenthaltsort erfahren – und den Namen, den sie derzeit benutzt. Komm.«

»Und Kantos? Was wird aus ihm?« wollte Roxane wissen.

»Wir brauchen ein Boot. Der Bootsverleiher soll sich darum kümmern, daß Kantos so rasch wie möglich in ein Krankenhaus gebracht wird. Und wir folgen dem Ghoul.«

Mit Magie stärkte der Ex-Dämon den Verletzten, so gut es ging.

»Er wird am Leben bleiben«, sagte Mr. Silver und eilte mit Roxane an Deck. Er rannte zur Reling und sah einen Mann in einem Motorboot davonrasen. »Dort fährt er!«

Der Mann drehte sich um. Ein grausames Grinsen verzerrte seine Züge.

»Er hat unsere Schritte auf der Gangway gehört und ist rechtzeitig abgehauen«, knirschte Mr. Silver. »Na warte, du Höllenbursche. Du bist noch lange nicht in Sicherheit.«

Der Hüne verließ mit seiner grünäugigen Freundin die »Kithira«.

Sie sprangen in ihren Leihwagen und rasten zum Bootsverleih. Ein dicker, schwitzender Grieche mit Glubschaugen sah sie aussteigen.

»Ein Mordanschlag auf der ›Kithira‹«, keuchte Mr. Silver. »Der Killer flieht mit einem Motorboot. Andreas Kantos ist verletzt. Haben Sie Telefon?«

»Ja.«

»Sehen Sie zu, daß Kantos ins Krankenhaus kommt, und geben Sie uns Ihr schnellstes Boot.« Mr. Silver drückte dem fassungslosen Griechen einen Packen Drachmenscheine in die Hand. »Abgerechnet wird später. Wo ist der Flitzer, mit dem wir den Kerl noch einholen können?«

Der Dicke bewegte sich auf einmal ungeheuer schnell. Er wetzte vor dem Ex-Dämon und Roxane her, führte sie zu seinem schnittigsten Boot und sagte: »Es ist vollgetankt. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg.«

»Danke«, sagte Mr. Silver und sprang vom Holzsteg in das Boot.

Er drehte sich um und fing Roxane mit beiden Armen auf. Hastig stellte er sie neben sich ab.

Der Bootsverleiher löste die Leine, während Mr. Silver die Zwillingsmotoren startete.

»Vergessen Sie Andreas Kantos nicht!« brüllte er nach drüben, dann raste er los. Der scharfe Bug schien das Wasser bis auf den Grund zu zerschneiden. Schäumende Bugwellen liefen nach links und rechts davon.

Das Motorboot setzte sich hinten tief ins Wasser, stellte sich vorne auf und zog ab wie eine Rakete. Mr. Silver hielt das Steuerrad in seinen Pranken. Seine Wangenmuskeln zuckten.

»Wir müssen ihn kriegen!« sagte er grollend. »Wir werden ihn kriegen, und dann wird er büßen!«

***

Der schwarzhaarige, wilde, muskelbepackte Georgis Meskouri hatte schon in jungen Jahren die Erfahrung gemacht, daß er mit ehrlicher Arbeit nicht weit kommen würde.

»Arbeit schändet nicht, mein Junge, Arbeit ehrt«, hatte sein Vater zu sagen gepflegt. Und wie hatte er ausgesehen? Schwielige Hände und einen ausgemergelten Körper hatte er gehabt.

Mit fünfundfünfzig Jahren hatte er schon ausgesehen wie sein eigener Großvater. Als Fischer hatte er gearbeitet und nur selten seine siebenköpfige Familie sattbekommen.

Eines Tages fuhr er mit seinem Boot wieder weit hinaus, und das Meer behielt ihn. Ein Sturm hatte sein altes Boot zum Kentern gebracht, und er hatte dort draußen in der einsamen Weite sein nasses Grab gefunden.

Damals hatte sich Georgis Meskouri geschworen, es klüger als sein Vater anzustellen. Natürlich konnte man das, was Meskouri machte, im weitesten Sinne auch als Arbeit bezeichnen.

Doch die Polizei hatte dafür einen anderen Namen: Piraterie. Die ganze Ägäis machten Meskouri und seine Freunde unsicher. Sie überfielen Urlauber und Frachtschiffe, stahlen vom Motorboot bis zur Yacht alles, was ihnen in die Quere kam und hatten zumeist drüben in der Türkei ihre Abnehmer für die Beute.

Die heißen Boote wurden umgetauft, umtypisiert und auf dem Schwarzmarkt zu erschwinglichen Preisen angeboten. Das Geschäft blühte, und Meskouri verdiente in einem Monat mehr als sein Vater in seinem ganzen Leben nach Hause gebracht hatte.

Er war auch nicht so verrückt wie Papa, eine siebenköpfige Familie zu gründen, wie er immer sagte. Ihm reichte eine Frau – und die ohne Trauschein, damit er sie fortschicken konnte, wenn er genug von ihr hatte.

Seine derzeitige Begleiterin hieß Nana Stuarnaras, nicht gerade eine Schönheit, aber ein Mädchen, das alles tat, was er von ihr verlangte. Sie fragte nicht viel, war anhänglich, wenn er es haben wollte, war genügsam und beinahe unauffällig, wenn er seine Ruhe brauchte.

Im schwarzen Bikini stand sie neben ihm an der Reling, ein kerngesundes, stämmiges Weib mit einem dunklen Flaum auf der Oberlippe. Sie machte mit bei seinen Piratenstreichen.

Erstens aus Liebe, und zweitens, weil auch sie ganz gern ohne großen Kräfteverschleiß zu Geld kam. Hin und wieder versuchte die Wasserpolizei Meskouri zu fassen, aber bisher war ihr das noch nicht gelungen, und Georgis Meskouri wagte sogar zu behaupten, daß ihn die Bullen nie erwischen würden.

Er tätschelte Nanas schwammige Hüfte, die wie fester Pudding zitterte. Sie lehnte sich gegen ihn. Ihr schwerer Busen drückte sich flach. »Willst du nach unten gehen, Georgis?« fragte sie.

Sie löste sich von ihm. Er schaute ihr nach. Als sie sich beim Niedergang bückte, kam ihre große Kehrseite voll zur Geltung. Er grinste. Das alles gehört dir, Georgis Meskouri, dachte er. Nicht übel. Wirklich nicht übel. Du hättest ihr Angebot annehmen sollen.

Nana wäre jetzt in Stimmung gewesen, und wenn sie das ist, ist sie besonders gut.

Aber er hatte in der Ferne einen Punkt gesehen, für den er sich interessierte. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen… Oder: Erst ein schöner, kleiner Überfall, dann Nana.

Es muß alles im Leben eingeteilt sein, auch bei einem Verbrecher, sonst kommt er zu nichts. Nana verschwand kurz unter Deck und kehrte mit dem Fernglas zurück.

»Ist dir etwas aufgefallen, Georgis?« fragte sie.

»Ja.« Er wies in die entsprechende Richtung.

»Du hast Augen wie ein Falke«, sagte das Mädchen bewundernd.

Er grinste. »Das macht mich so erfolgreich. Mir entgeht nichts.«

Sie waren zu sechst an Bord. Meskouris Freunde waren verwegene Gesellen, die für ihn durch dick und dünn gingen. Sie wußten, worauf es bei ihrem Job ankam, und keiner von ihnen hatte jemals in einer brenzligen Situation gekniffen.

Wie Pech und Schwefel hielten sie zusammen. Jeder einzelne war bereit, sein Leben für den anderen zu geben. Vor sechs Wochen hatte das Dimitri Possos bewiesen.

Sie hatten ein Motorboot überfallen. Die Besatzung bestand aus drei jungen Männern, die natürlich zuerst sehr erschrocken waren, dann aber einen verdammt harten Gang einlegten.

Sie wehrten sich, und einer von ihnen hatte plötzlich eine Signalpistole in der Hand. Alles ging so schnell, daß die Piraten mit dem Denken nicht mitkamen.

Normalerweise waren sie diejenigen, die das Geschehen diktierten und ihre Opfer überrumpelten. In diesem einen Fall aber war es umgekehrt. Der junge Mann legte auf Georgis Meskouri an, denn er war der Meinung, wenn er den Anführer der Piraten tötete, würden die anderen die Flucht ergreifen.

Dimitri Possos sah das. Den Schuß konnte er nicht mehr verhindern, wohl aber, daß die Leuchtrakete Meskouri traf. Er warf sich mit einem grellen Warnschrei dazwischen und fing die Leuchtkugel mit seinem Körper ab.

Das kostete ihn das Leben. Georgis Meskouri war gerettet. In diesem einen Fall sagte Meskouri: »Auge um Auge, Zahn um Zahn!« Und dann tötete er den Mann mit der Signalpistole.

Für gewöhnlich versuchten sie, nicht bis zur letzten Konsequenz zu gehen, doch wenn es sich nicht vermeiden ließ, machten sie eiskalt von ihren Schußwaffen Gebrauch.

Dimitri und der andere wurden über Bord geworfen. Keine Ansprache. Kein Gebet. Georgis Meskouri wußte, daß es seine Freunde mit ihm genauso machen würden, falls es ihn eines Tages erwischte.

Es war ihm recht. Man brauchte mit ihm keine Ausnahme zu machen, brauchte sich mit seiner Leiche nicht zu belasten. Die Haie sorgten dafür, daß niemand Dimitri und den anderen fand. Ja, die Haie hielten das Meer sauber. Sie löschten die Spuren der Piraten.

Tote? Es hatte nie welche gegeben. Wer behauptete so etwas? Wo waren denn die Leichen?

Meskouri konzentrierte sich auf den Punkt in der Ferne. Mit dem Fernglas holte er ihn näher heran. »Das ist eine Siebzehn-Meter-Yacht!« rief er erfreut aus. »Freunde, wenn ich mich nicht irre, ist das genau das, was wir brauchen!«

Er befahl sofort, Kurs auf die Yacht zu nehmen. Der Mann am Steuer nickte und richtete den Bug nach dem Schiff aus. Meskouri setzte das Fernglas ab.

»Darf ich mal durchblicken?« fragte Nana.

Er gab ihr das Fernglas. Sie sah sich die Yacht an. »Ein wunderschönes Schiff«, sagte sie.

»Ja, und in Kürze gehört es uns«, bemerkte Meskouri.

»Wie willst du vorgehen?« erkundigte sich Nana.

»Die alte Masche ist immer noch die beste«, meinte Meskouri grinsend.

»Muß ich mich schon vorbereiten?«

»Nein, laß dir doch Zeit damit. Ich sage dir, wann du beginnen sollst.«

Nana schlang ihre Arme um Meskouris Hals. »Ich liebe dich, Georgis. Du bist der Herr dieses Meeres. Hier draußen gelten deine Gesetze, und das gefällt mir.« Sie küßte ihn leidenschaftlich und ließ ihre

Hüften dabei leicht kreisen.
Er drückte sie grinsend von sich. »Sag mal, soll ich vergessen, was wir vorhaben?«
»Was soll ich machen? Du wirkst wie eine Droge auf mich, Georgis. Ich glaube, ich verliere noch mal den Verstand.«
»Hoffentlich passiert das nicht gerade dann, wenn wir die Yacht entern.«
»Du weißt, daß du dich auf mich verlassen kannst.«
Meskouri besprach sich kurz mit seinen Freunden, und bald war es Zeit für Nana Stuarnaras, die nötigen Vorbereitungen zu treffen.
Sie holte einen Blechbehälter, in dem sich rote Farbe befand, und begab sich damit nach achtern.
Sie setzte sich auf den Boden und beschmierte sich mit »Blut«.
Erschreckend sah sie wenig später aus. Jeder, der sie sah, mußte sie für schwer verletzt halten.
Das falsche Blut glänzte vor allem auf ihrem Bauch, bis hinauf zum Rippenbogen. Nana schraubte den Behälter zu und versteckte ihn. Dann legte sie sich auf den Rücken und zog ihre Show ab.
Sie stöhnte, verzerrte das Gesicht, rollte den Kopf hin und her, schien die wahnsinnigen Schmerzen kaum noch ertragen zu können. Sie mußten damit rechnen, daß man sie von der Yacht aus beobachtete, deshalb stellten sie die Sache so realistisch wie möglich dar.
Georgis Meskouri begab sich zu ihr. Er schob seine Maschinenpistole unter ihren Körper und grinste kurz. »Du machst das groß- artig, Süße. Auf dich würde sogar ich hereinfallen.«
Er tat so, als würde er sich um sie bemühen, während sie schnurgerade auf die schneeweiße Traumyacht zuhielten, die in Kürze den Besitzer wechseln würde.
»Hoffentlich sind es vernünftige Leute«, sagte Nana.
»Du denkst an Dimitri?«
»Ja.«
»Vergiß ihn. Wir haben ihn durch einen anderen Mann ersetzt. Es gibt Dimitri Possos nicht mehr. Denk niemals an gestern und auch nicht an morgen, Nana. Wir leben heute, und nur das zählt.«
»Du hast recht. Heute bin ich mit dir glücklich. Wer weiß, wie es morgen sein wird.«
»Die Zukunft liegt nicht in unserer Hand. Alles, was auf uns zukommt, ist Bestimmung. Kismet. Bist du aufgeregt?«
»Nein. Ich weiß, daß wir mit diesen Leuten keine Probleme haben werden«, sagte Nana.
»Mädchen, du bist goldrichtig. Du bist die erste, die mich jederzeit versteht.«
Einer von Meskouris Leuten nahm ein Megaphon in die Hand, als sie auf Rufweite an die Yacht herangekommen waren. Er schrie nach

drüben, daß sie Hilfe brauchten.

Fünf Personen erschienen. Drei Männer, zwei Frauen. Die Frauen in Badeanzügen, die Männer in weißem Hemd und weißen Hosen.

Einer von ihnen – grauhaarig und vermutlich der Eigner des Schiffes – hielt nun ebenfalls ein Megaphon vor seinen Mund.

»Was ist denn passiert?«

»Eine Badeunfall! Meine Schwester wurde von einem Hai angefallen und verletzt!«

»Ist es schlimm?«

»Ziemlich, und wir haben zuwenig Verbandszeug und Medikamente! Außerdem ist unser Funkgerät ausgefallen! Meine Schwester müßte auf dem schnellsten Wege in ein Hospital gebracht werden, aber wir können keinen Rettungshubschrauber anfordern!«

»Kommen Sie zu uns an Bord! Bringen Sie das Mädchen mit! Wir werden sehen, was wir für sie tun können! Einer meiner Freunde ist Arzt!«

»So ein Glück!«

»Und wir werden über Funk einen Hubschrauber herholen!«

»Das werden wir Ihnen nie vergessen!«

Das Boot der Piraten drehte bei. Backbord wurde eine Treppe an der Yacht heruntergelassen. Georgis Meskouri und ein Freund betteten die »Verletzte« auf einer Bahre.

»Sie sind ahnungslos wie Schafe«, sagte der Mann, der Meskouri half. Er verkniff sich ein Grinsen.

»Umso besser«, brummte Georgis Meskouri. »Je mehr wir sie überraschen können, desto leichter haben wir es mit ihnen. Faß an!«

Sie hoben die Bahre hoch und trugen sie nach steuerbord. Es war nicht einfach, mit dem Mädchen über die schmale Treppe hinaufzubalancieren, aber es gab keine Komplikationen.

An Bord der Yacht setzten sie die Bahre ab. Die beiden Frauen wagten sich nicht heran. Sie standen blaß an der Reling. Eine hielt sich an der anderen fest.

Die drei weißgekleideten, eleganten Männer kamen näher. Georgis Meskouri befand sich mit der gesamten Mannschaft an Bord.

Die Spannung begann zu knistern.

In wenigen Sekunden würden diese ahnungslosen Menschen die schlimmste Überraschung ihres Lebens erleben. Sie würden wohl nie mehr jemandem trauen, geschweige dann helfen.

Nana stöhnte und jammerte. Sie schrie und ächzte. Es schien ihr furchtbar schlecht zu gehen. Georgis Meskouri schob seine Hände unter ihren warmen Körper und umschloß mit seinen Händen die Maschinenpistole.

Seine Freunde würden sich nach ihm richten. Sie waren ein eingespieltes Team. Erst wenn er handelte, würden sie seinem Beispiel

folgen. Er wartete noch.

Es kostete ihn einige Mühe, sich zu beherrschen. So eiskalt, wie er sich nach außen hin gab, war er nicht. Jeder Überfall regte ihn sehr auf. Er spürte, wie sein Herz wild gegen die Rippen trommelte und hörte das Rauschen des Blutes in seinen Ohren.

Jeder Überfall konnte sein letzter sein. Vor sechs Wochen hatte ihm Dimitri Possos das leben gerettet. Das war Glück gewesen.

Heute, morgen oder in ein paar Tagen konnte er Pech haben.

»Ich bin Arzt«, sagte einer der drei Männer.

»Na schön, Doktor, dann streck mal brav die Flossen hoch!«

schnarrte Meskouri, riß die Maschinenpistole unter Nanas Körper hervor, kreiselte herum und ließ die Männer in das schwarze Mündungsauge blicken.

Der grauhaarige Bootseigner und seine Freunde erstarrten. Die Frauen stießen grelle Schreie aus.

»Keine Panik, Leute!« rief Meskouri, während seine Männer ihre Kanonen hervorzauberten. »Wenn ihr vernünftig seid, wird euch nichts geschehen!«

Der Grauhaarige starrte Meskouri mit seinen dunklen Augen fassungslos an. »Was soll das?«

»Dies ist ein Überfall, falls Sie's noch nicht gemerkt haben sollten.«

»Und die Verletzte…?«

»Ist putzmunter«, sagte Meskouri grinsend. »Mädchen, steh auf!«

Nana erhob sich. Das blutverschmierte Mädchen, das dem Tode nahe gewesen war, bewegte sich geschmeidig wie eine Katze. Obwohl sie gesund war, sah sie schrecklich aus.

»Sie wird sich das rote Zeug in Kürze von ihrem drallen Körper waschen«, sagte Meskouri. »Dann sieht sie wieder wie neu aus.«

»Also, das ist doch… das ist doch wirklich …«

»Ein toller Gag, was?« sagte Meskouri. »Wie heißen Sie?«

»Demosthenes Kitas.«

»Aus…?«

»Thessaloniki. Hören Sie, wenn Sie hoffen, bei uns Schmuck und Geld zu finden, muß ich Sie enttäuschen. Unser Bargeld ist knapp bemessen, und unsere Frauen haben keinen Schmuck mit auf die Reise genommen. Er liegt wohlverwahrt zu Hause im Safe.«

»Ich bin nicht an Schmuck oder Geld interessiert, Kitas.«

»Was wollen Sie dann von uns?«

»Ihre Yacht.«

»Sie sind verrückt. Dieses Schiff ist registriert. Sie können damit nichts anfangen.«

»Lassen Sie das getrost meine Sorge sein, Kitas. Ich weiß, was ich tue.«

»Mir kommt das nicht so vor.«

»Besser, Sie halten jetzt den Mund, sonst werde ich grob.«
»Was haben Sie mit uns vor?«
»Können Sie schwimmen?« fragte Georgis Meskouri grinsend.
Demosthenes Kitas erschrak. »Sie wollen uns doch nicht etwa über Bord werfen! Das wäre glatter Mord!«
»Wir könnten Ihnen Rettungsringe mitgeben.«
»Und die Haie?«
»Das wäre die Variante, für die ich mich entschließen würde, wenn Sie und Ihre Begleiter nicht tun, was ich sage!« erwiderte Meskouri. »Wenn Sie uns keine Schwierigkeiten machen, könnte ich mir vorstellen, Sie auf einer unbewohnten Insel abzusetzen.«
»Ich habe großen Einfluß in Thessaloniki!« knurrte Demosthenes Kitas. »Ich werde dafür sorgen, daß man Sie dafür zur Verantwortung zieht!«
Meskouri grinste breit. »Ist mir recht. Tun Sie, was Sie nicht lassen können.«
»Man wird Sie jagen wie einen weißen Hai und nicht ruhen, bis man Sie zur Strecke gebracht hat.«
Georgis Meskouri wischte alles mit einer einzigen Handbewegung fort. Er befahl seinen Männern, die Gefangenen nach achtern zu bringen. Zehn Minuten später steuerten sie mit der Yacht – ihr eigenes Boot im Schlepptau – eine unscheinbare Insel an.
Wegen einiger vorgelagerter Riffe konnten sie nicht ganz an die Insel heran. Meskouri sagte: »Nun müßt ihr doch noch ein Stück schwimmen.«
Seine Männer warfen fünf Rettungsringe ins Wasser.
»Doktor!« sagte Meskouri. »Sie gehen als erster über Bord… Nein, nicht erst ausziehen! Behalten Sie die Klamotten an. Die werden schon wieder trocken.«
Der Arzt kletterte über die Reling und sprang. Er tauchte neben einem Rettungsring ein, kam wieder an die Oberfläche, griff nach dem Ring und schwamm los.
»Der nächste!« sagte Meskouri und wies auf den Mann neben Kitas. Ein junger, kräftiger Bursche, dessen Kinn einer Baggerschaufel glich. Es blitzte zornig in seinen Augen, und Meskouri war auf der Hut.
»Sie verdammter Pirat!« zischte der Mann, und anstatt von Bord zu gehen, stürzte er sich auf Georgis Meskouri. Verrückt war er, denn Meskouris Finger lag am Abzug der MPi.
Er hätte ihn nur zu krümmen brauchen, und der Junge wäre von Kugeln durchsiebt worden. Doch eingedenk des Grundsatzes
»Wenn es sich vermeiden läßt – keine Toten!« drückte Meskouri nicht ab.
Er wich zurück und rammte dem Angreifer den Lauf der Waffe in den Bauch. Der Mann schrie auf und krümmte sich. Meskouri federte zur

Seite und schlug mit dem eisernen MPi-Kolben zu.
Der Gegner kassierte den Treffer voll, stolperte und knallte gegen die Reling. Aber er hatte noch nicht genug. Jetzt trat er nach Meskouris Schienbein und traf.
Meskouri biß die Zähne zusammen, als der Schmerz bis in seine Hüfte hochraste, und beinahe hätte er geschossen. Er warf Nana die Waffe zu, um nicht in Versuchung zu kommen, und hieb mit den Fäusten auf den angeschlagenen Gegner ein.
Der junge Mann krallte sich an Meskouri fest. Dieser stieß ihn von sich und brachte ihn mit einem Schwinger zu Fall. Dann packte er ihn, riß ihn hoch, stemmte ihn keuchend über seinen Kopf und warf ihn ins Meer.
»Der Teufel soll dich holen, du Halunke!« brüllte der junge Mann.
Meskouri kümmerte sich nicht mehr um ihn. Gelassen sagte er:
»Wenn ich jetzt die Damen bitten dürfte.«
Sie standen zitternd nebeneinander. Demosthenes Kitas wandte sich ihnen zu und sagte, sie brauchten keine Angst zu haben.
»Sehr richtig«, spottete Meskouri. »Ihr braucht euch wirklich nicht zu fürchten. Demosthenes paßt schon auf euch auf.«
Die »blutverschmierte« Nana Stuarnaras machte zwei rasche Schritte auf die Frauen zu, die Maschinenpistole im Anschlag.
»Wird's bald? Oder braucht ihr eine Extraeinladung?«
»Springt ins Wasser, bitte«, sagte Kitas eindringlich. Er wirkte ruhig und gefaßt, aber seine Stimme zitterte leicht, was bewies, daß er doch sehr aufgeregt war.
Die Frauen überkletterten umständlich die Reling, und Nana machte sich einen Spaß daraus, sie mit der MPi ins Wasser zu stoßen.
Georgis Meskouri sagte: »Zuletzt verläßt der Kapitän das sinkende Schiff.« Er lachte. »Keine Sorge, Ihre Yacht wird nicht sinken, dafür ist sie viel zu wertvoll. Sie wird mir eine schöne Stange Geld einbringen.«
»Niemand kann sie Ihnen abkaufen.«
»Aber ja. Wie naiv sind Sie denn? Glauben Sie, das ist die erste Yacht, die ich verhökere?«
»Man wird Sie zur Rechenschaft ziehen.«
»In Ordnung. Sie wissen ja, wo man mich findet. Irgendwo auf dem Meer.«
»Irgendwann erwischt man Sie! Was Sie tun, kann nicht lange gutgehen.«
»Ich finde es riesig nett, daß Sie so rege Anteil an meinem Schicksal nehmen, Kitas. Tun Sie mir den Gefallen und springen Sie. Oder wollen Sie, daß ich auch Sie über Bord werfe?«
Demosthenes Kitas stieg über die Reling und sprang.
»Wir wünschen einen schönen, erholsamen Aufenthalt!« rief Meskouri belustigt. »Drei Männer, zwei Frauen… Das wird nicht

immer leicht für die Frauen werden.« Er lachte, wandte sich um, kümmerte sich nicht mehr um die Schwimmenden, ging auf Nana zu, küßte sie und sagte: »Du warst wieder einmal großartig. Ihr wart alle großartig, Freunde.«

Er teilte zwei Mann ein, die die Yacht zur türkischen Küste, nach Cesme, hinüberbringen sollten. Mit Nana und zwei Freunden ging er sodann von Bord, und während die Yacht Kurs auf Cesme nahm, brauste Georgis Meskouri mit verringerter Mannschaft Richtung Piräus davon.

Als sie etwa zwanzig Minuten unterwegs waren, fiel ihnen ein Motorboot auf, das mit Vollgas über das Meer raste.

»Donnerwetter, hat der es aber eilig«, sagte Meskouri.

»Vielleicht ein Geschwindigkeitsfetischist«, meinte einer seiner Freunde.

»Sagt mal, können wir nicht auch so ein schnelles Boot gebrauchen?«

»Dafür haben wir immer Verwendung«, sagte der Mann am Steuer.

»Na schön, dann seht mal zu, daß wir den Knaben abfangen können«, sagte Georgis Meskouri und setzte das Fernglas ab.

Wenn er geahnt hätte, wenn sie sich schnappen wollten, hätte er die Finger von der Sache gelassen.

Es war nämlich der Ghoul, der Andreas Kantos auf seiner Yacht

»Kithira« zu töten versucht hatte…

***

»Ich hatte einen Unfall mit dem Wagen«, sagte ich. Stickig heiß war es in der Telefonzelle. Am anderen Ende des Drahtes war ein Mann von der Mietwagenfirma.

»Machen Sie sich deswegen keine Gedanken, Mr. Ballard«, sagte er gelassen. »So etwas kommt bei uns öfter vor. Ist der Schaden groß?«

»Das kann man wohl sagen. Totalschaden. Der Peugeot ist ausgebrannt. Tut mir leid.«

»Unsere Fahrzeuge sind vollkaskoversichert. Der Schaden ist also gedeckt«, sagte der Mann. Ihn schien anscheinend nichts aus der Ruhe bringen zu können. »Möchten Sie, daß wir Ihnen einen anderen Wagen zur Verfügung stellen?«

»Das überlege ich mir noch. Ich komme vorbei, sobald ich Zeit habe.«

»In Ordnung. Da wären ein paar kleine Formalitäten zu erledigen.«

»Ist mir klar.«

»Ist die Schuldfrage einwandfrei geklärt, Mr. Ballard?«

»Ja. Ich bin schuld«, sagte ich, um die Sache zu vereinfachen. Hätte ich dem Mann von Atax erzählen sollen? Er hätte mich für verrückt gehalten. Die Seele des Teufels, der Herrscher der Spiegelwelt, in einem Auto, auf der falschen Straßenseite, ein Geisterfahrer, der es auf einen Frontalzusammenstoß anlegte, der dann eine glühende Lanze

schleuderte, als es mit dem Zusammenstoß nicht so klappte, wie er sich das vorstellte…

Das war zu starker Tobak. Den konnte ich dem Mann in der Leihwagenfirma nicht zumuten. Wahrscheinlich glaubte er nicht an Geister und Dämonen. Viele Menschen denken, daß es so etwas nur im Kino oder in Gruselromanen gibt.

Ich weiß es besser, aber ich hätte keine Zeit gehabt, meinen Gesprächspartner davon zu überzeugen. Ich mußte zu Mikis Gizikis.

»Wurde der Unfall von der Polizei aufgenommen?« wollte der Mann am anderen Ende des Drahtes wissen.

»Keine Ahnung, ich bin nicht mehr beim Fahrzeug.«

»Fahrerflucht?« Jetzt erwachte er doch aus seiner Lethargie.

»Mein lieber Mr. Ballard, ich muß Ihnen dringend raten…«

»Ich brauche keinen Rat.«

»Anscheinend doch. Sie befinden sich nicht in England. Bei uns in Griechenland behandelt man Verkehrssünder sehr streng, Mr. Ballard, und wenn ein Mann Fahrerflucht begeht…«

»Vielen Dank für die Warnung«, sagte ich, ließ den Mann nicht ausreden, sondern hängte ein. Was ich tat, konnte ich vor meinem Gewissen verantworten. Es war nicht ganz richtig, das gebe ich zu, aber Atax hatte sich meine Freundin Vicky Bonney geholt, und ich wollte sie wiederhaben.

Mikis Gizikis war vermutlich in der Lage, mit weiterzuhelfen. Ich mußte schnellstens zu ihm. Für die Polizei hatte ich jetzt keine Zeit.

Der Peugeot brannte nicht mehr.

Kurz nach der Explosion erschienen zwei Autofahrer – echte Straßenkameraden – mit Handfeuerlöschern und bekämpften den Brand. Während sie das taten, setzte ich mich ab. Von der ersten Fernsprechzelle aus, die ich sah, telefonierte ich mit der Leihwagenfirma, damit sie Bescheid wußte und sich um den ausgebrannten Peugeot kümmerte.

Nun verließ ich die Miniatur-Sauna. Meine nächste Station sollte Xeno Fontos sein. Sollte, war es aber nicht, denn als ich aus der Telefonzelle trat, rief irgend jemand etwas auf griechisch, und dann sah ich mich zwei Polizisten gegenüber.

Sie hatten den Fahrerflüchtigen erwischt.

Ich hätte nicht telefonieren sollen!

***

Der Ghoul – in menschlicher Gestalt, als Dämon nicht zu erkennen – sah das Boot der Piraten auf sich zukommen. Vier Personen befanden sich an Bord. Drei Männer, ein molliges Mädchen.

Der Leichenfresser leckte sich beim Anblick des Mädchens gierig über die Lippen. Wenn er ihr irgendwo allein begegnet wäre, hätte sie nicht

mehr lange gelebt.
Das andere Boot schien sich auf Kollisionskurs zu befinden. Es war schneller als das des Ghouls. Der Dämon zog sein Boot mehr nach steuerbord. Die Piraten folgten ihm.
»Was soll das?« knurrte er. Wut wallte in ihm auf. Was beabsichtigten diese Leute?
Sein Boot beschrieb einen großen Bogen. Bald rasten die beiden Fahrzeuge hintereinander durch den Golf von Egina. Der Ghoul blickte zurück. Das Verfolgerboot holte zusehends auf.
»Ihr seid verrückt!« zischte der Leichenfresser.
Wollten sie ein Wettrennen veranstalten? Verleitete ihr Übermut sie dazu, ihm zu zeigen, was für ein schnelles Boot sie hatten? Verdammt, sie hätten besser daran getan, ihn in Ruhe zu lassen, denn wenn sie ihn ärgerten, würde er sie töten. Er war ohnedies hungrig.
Schließlich hatte er von Andreas Kantos ablassen müssen, weil das schwarzhaarige Mädchen und der Hüne mit den Silberhaaren auf die Yacht zurückkehrten, um dem brüllenden Opfer beizustehen.
Teufel, er hätte Kantos mit einem Biß oder einem Prankenhieb zum Schweigen bringen müssen. Er warf wieder einen Blick zurück. Das Verfolgerboot befand sich nun schon dicht hinter ihm.
Einer der Männer bedeutete ihm, die Geschwindigkeit zu drosseln.
Als er auf die Zeichensprache nicht reagierte, brachte ein anderen Mann eine Maschinenpistole zum Vorschein.
Das gibt’s nicht! dachte der Leichenfresser zornig. Piraten! Und sie haben es auf mich abgesehen, auf einen Ghoul!
Die erste Garbe jagte durch den Lauf. Mündungsblitze flackerten.
Im Dröhnen der Motoren war das Hämmern der automatischen Waffe nur gedämpft zu hören. Die Kugeln strichen knapp über Cronis’ Kopf hinweg.
Man wollte ihm nur Angst einjagen, hatte nicht die Absicht, ihn zu töten. Mit gewöhnlichen Kugeln wäre das auch nicht möglich gewesen. Dazu gehörte schon geweihtes Silber, aber wie hätten die Piraten das wissen sollen?
Wieder wurde ihm gezeigt, er solle das Tempo verringern.
»Gut«, sagte Cronis. »Ihr wollt es nicht anders haben!«
Er nahm Gas weg, sein Boot wurde langsamer.
»Stopp die Maschine!« schrie der mit der MPi.
Cronis gehorchte.
»Hände hoch!«
Cronis hob die Hände. Noch waren es normale Hände, keine Klauen mit scharfen Krallen, die es dem Leichenfresser ermöglichten, sich durch härtestes Erdreich zu graben.
Längsseits lagen die beiden Boote auf dem Wasser.
»’rüberkommen!« kommandierte Georgis Meskouri.

Er ahnte nicht, daß er damit den Tod zu sich an Bord holte…

***

Sie behandelten mich nicht gerade höflich. Nachdem sie mir alles abgenommen hatten, was ich bei mir trug – auch Gürtel und Schnürsenkel – sperrten sie mich zunächst einmal in eine Zelle.

Meine Proteste überhörten sie ebenso wie meinen Wunsch, den britischen Botschafter anzurufen.

Keiner schien mich zu verstehen. Sie spielten ein ähnliches Spiel wie der Wirt der »Sounion-Bar«. Nur noch sturer. Und ich hatte nicht die Möglichkeit, sie unter Druck zu setzen, wie ich es mit dem Barbesitzer getan hatte.

Vicky, nun mußt du noch länger durchhalten! Ich kann nichts für dich tun! Sie haben mich in diese verdammte Gitterzelle gesperrt und wollen mich nicht anhören!

Ich packte wütend die Gitterstäbe und rüttelte daran. Ich schrie so lange, bis ein stiernackiger Polizist erschien und mich anschnauzte: »Still!«

»Ich habe Rechte! Ihr könnt mich nicht einfach einsperren und vergessen! Ich bin britischer Staatsbürger!«

Er zuckte gleichgültig mit den Schultern. Hatte er verstanden, was ich sagte? War ihm meine Nationalität egal?

»Still«, sagte er und hob warnend den Finger. »Besser still, sonst…«

Er verschwand wieder, und ich wünschte mir, Conans Kräfte zu besitzen, dann hätte ich diese verfluchten Gitterstäbe auseinandergebogen und wäre getürmt. Aber ich war nicht Conan, der Barbar, sondern Tony Ballard, der Dämonenjäger. Und ein Dämon, ein Oberdämon, hatte meine Freundin entführt – Atax!

»Ich muß hier raus!« seufzte ich. »Ich muß hier raus! Ich muß hier raus…!«

Wie ein gereizter Panther rannte ich auf und ab. Bei jedem Schritt stampfte ich wütend auf. Aber was nützte das? So kam ich nie frei.

Wie lange gedachten sie, mich festzuhalten?

Ich hatte von Engländern gehört, die in Jugoslawien Urlaub machten, dort einen Autounfall verschuldeten und drei Monate auf ihren Prozeß warten mußten. Aber nicht im Hotel, sondern im Gefängnis.

Doch das war in Jugoslawien gewesen, in einem Ostblockstaat.

Griechenland gehörte zum Glück nicht zu den Warschauer-Pakt-Staaten, wenngleich es im Moment für mich auch danach aussah.

Eine Stunde ließen sie mich schmoren. Dann erschien ein Mann mit Brille, bleichgesichtig, mager, die Wangen eingefallen, die Finger knöchern. Er schien nicht gesund zu sein, oder er hatte eine schwere Krankheit hinter sich und sich von ihr noch nicht erholt.

Als er mich in meiner Muttersprache anredete, hätte ich ihm am

liebsten umarmt, doch daran hinderten mich vor allem die Gitterstäbe.

»Ich komme mir vor wie ein Affe im Käfig«, sagte ich. »Können Sie das nicht ändern?«

»Ich bin Komissar Alexis Vassis«, sagte er. »Ist Tony Ballard Ihr richtiger Name?«

»Aber ja, er steht doch in meinen Papieren.«

»Die können gefälscht sein.«

»Meine Güte, halten Sie mich für einen internationalen Gangster? Ich bin Privatdetektiv. Ihre Leute haben meine Lizenz.«

»Auch die kann gefälscht sein.«

»Ja, ja, vielleicht bin sogar ich gefälscht!« schrie ich ärgerlich.

»Entschuldigen Sie, Kommissar Vassis«, lenkte ich dann aber ein, denn mit Schreien erreichte ich garantiert überhaupt nichts. Ruhig, aber eindringlich sagte ich: »Okay, ich habe einen Unfall gebaut, der Wagen ging in Flammen auf, ich blieb nicht beim Fahrzeug, aber es kam doch niemand zu Schaden.«

»Doch, die Leihwagenfirma.«

»Das habe ich telefonisch geregelt.«

»Warum liefen Sie davon, Mr. Ballard? Eine Kurzschlußhandlung?«

»Nein, ich hatte es eilig.«

»Sind Sie alkoholisiert?«

»Nein.«

»Sind Sie mit einer Blutabnahme durch unseren Amtsarzt einverstanden?«

»Nein. Ich habe nichts getrunken, keine Drogen genommen, ich bin völlig in Ordnung, Kommissar.«

Der Grieche schüttelte den Kopf. »Jemand, der völlig in Ordnung ist und ein reines Gewissen hat läuft nach einem Autounfall nicht weg, Mr. Ballard, dem müssen Sie doch beipflichten.«

»Na schön, es sieht so aus, als hätte ich etwas zu verbergen, aber glauben Sie mir, das ist nicht der Fall. Würden Sie mir endlich erlauben, mit meiner Botschaft zu telefonieren? Sie wissen, daß Sie nicht das Recht haben, mir das zu verwehren.«

»Was halten Sie von meiner Theorie, im Leihwagen befand sich Rauschgift, Mr. Ballard?«

»Nichts, absolut gar nichts, Kommissar. Ich bin kein Heroin-Hai.«

»Wenn der Stoff nicht restlos verbrannt ist, müssen Sie sich darauf einrichten, daß Sie unsere Gastfreundschaft sehr lange in Anspruch nehmen werden.«

Ich seufzte. Das war doch wirklich das Verrückteste, was mir je passierte. Man hielt mich für einen Rauschgiftgangster. Mit Stoff sollte ich durch Athen kutschiert sein. Ich, der jede Form von Rauschgift auf das entschiedenste ablehnt. Wenn ich von einem Schlagersänger weiß, daß er Drogen nimmt, gefallen mir seine Schallplatten nicht mehr.

So einen Mann verdächtigte die Polizei hier, ein Rauschgifthändler zu sein. Ich versagte es mir, mich darüber zu entrüsten. Wenn ich Kommissar Vassis verärgerte, ging er und vergaß mich womöglich in diesem vergitterten Loch.

»Wie kam es zu dem Unfall, Mr. Ballard?« fragte er.

»Irgend etwas hat mich abgelenkt«, sagte ich. Wenn ich von Atax erzählt hätte, hätte er gedacht, ich wollte ihn auf den Arm nehmen.

»Ich weiß nicht mehr, was es war. Der Schock…« Es war immer gut, sich auf den Schock herauszureden.

»Was ist der Grund Ihres Griechenlandaufenthalts?«

»Ich verbringe hier meinen Urlaub«, log ich.

Atax, Cuca, Silver II, Roxane, eine Hexe aus dem Jenseits, Mr. Silver, ein Ex-Dämon… Ach Gott, das alles konnte ich Alexis Vassis einfach nicht zumuten.

»Kamen Sie allein nach Athen?«

»Nein«, antwortete ich dummerweise. »Mit meiner Freundin.«

»Wie ist ihr Name?« wollte der Kommissar sofort wissen.

»Vicky Bonney.«

»Wo ist sie?«

Atax hat sie, verdammt noch mal! schrie es in mir. Und ich weiß nicht, was er ihr vielleicht gerade in diesem Moment antut!

»Wieso saß Miß Bonney nicht neben Ihnen im Wagen, Mr. Ballard?«

»Weil… weil … weil wir uns gestritten hatten.«

»Im Urlaub?«

»Denken Sie, so etwas kann im Urlaub nicht vorkommen? Wir waren unterschiedlicher Meinung, ein Wort ergab das andere. Vicky verlangte, ich solle anhalten, und dann stieg sie aus.«

»Und Sie fuhren allein weiter.«

»So ist es.«

»Hatten Sie ein bestimmtes Ziel, Mr. Ballard?«

»Ja, ich wollte zu meinem Hotel zurückfahre.«

Er fragte mich nach dem Namen des Hotels. Ich nannte ihn. Und der Kommissar sagte: »Ach, würden Sie mir doch bitte mal erklä- ren, wieso Sie in die verkehrte Richtung fuhren, Mr. Ballard? Ihr Hotel liegt in der entgegengesetzten Richtung.«

»Ich bin zum erstenmal in Athen, ich kenne mich in der Stadt noch nicht so gut aus, und ich war wütend, da muß ich wohl die Orientierung verloren haben.«

Er nickte versonnen. »Ich verstehe.«

So nicht, dachte ich. So kriegst du mich nicht, du Fuchs. Er glaubte mir natürlich kein Wort, aber selbst wenn er mir tausend Fragen stellte, würde ich darauf tausend Antworten haben. Ich war schon als Kind um eine Ausrede nie verlegen gewesen.

»Warum erzählen Sie mir nicht die Wahrheit, Mr. Ballard?« fragte

Kommissar Vassis geduldig.

Eigentlich bewunderte ich seine Ruhe. Ihn schien nichts aus der Fassung bringen zu können. Doch, es gab jemanden, bei dessen Erscheinen selbst Alexis Vassis aus den Pantinen gekippt wäre: Atax!

Zum erstenmal wünschte ich mir, daß Atax auftauchte, aber den Gefallen erwies mir die Seele des Teufels nicht. Wenn er wußte, daß ich hier festsaß, freute er sich darüber bestimmt diebisch.

»Ich spreche die ganze Zeit nur die Wahrheit«, behauptete ich.

»Ich schlage vor, wir fangen noch mal von vorn an.«

»Gütiger Himmel, tun Sie mir das nicht an.«

»Versetzen Sie sich doch mal in meine Lage, Mr. Ballard.«

»Das würde ich furchtbar gern tun, und ich würde dann auf der Stelle dieses schmucke Gebäude verlassen.«

»Ich fürchte, daraus wird so bald nichts werden.«

»Warum wollen Sie sich mit mir belasten? Ich bin sicher, Sie haben Wichtigeres zu tun, Kommissar. Gewähren Sie mir einen Anruf, nur einen einzigen Anruf, und wir trennen uns in Kürze als Freunde.«

Er schien gründlich über meine Worte nachzudenken, und ich hoffte, daß er sich für und nicht gegen mich entschied. Schließlich nickte er, und ich hatte bereits so gut wie gewonnen.

Ich telefonierte mit dem Botschafter persönlich, und er versprach mir, sich mit meinem Partner, dem reichen Industriellen Tucker Peckinpah, in Verbindung zu setzen.

Peckinpah besaß geradezu phantastische Kontakte zu hochgestellten Leuten überall auf der Welt. Es würde ihm gelingen, mich loszueisen. Während diese wichtigen Blitzgespräche über die höchsten Köpfe hinweg geführt wurden, steckte man mich wieder in meine Zelle.

»Wieder daheim«, brummte ich sarkastisch, als sich die Gittertür hinter mir schloß. Ich lehnte mich an die Stäbe und fragte mich, wie weit die Ermittlungen von Roxane und Mr. Silver inzwischen gediehen waren.

Hatten die beiden mittlerweile Cucas Spur gefunden? War es schon zu der nicht ungefährlichen Begegnung mit der Hexe gekommen? Wußten meine Freunde bereits, wo Silver II lebte?

Was würden sie danach tun? Ins Hotel zurückkehren? Auf meine und Vickys Rückkehr warten? Freunde, ich sitze hier fest, und Vicky schafft eine Rückkehr aus eigener Kraft nicht!

Die Zeit verrann wie zähflüssiger Sirup. Jede Minute schien aus Gummi zu bestehen. Sie zog sich endlos in die Länge. Die Sekunden waren für mich glühende Nadeln, die sich schmerzhaft in mein Gehirn bohrten.

Beeile dich, Partner! dachte ich. Hol mich hier raus! Ich muß zu Gizikis!

Natürlich konnte ich sicher sein, daß Tucker Peckinpah sich für mich

anstrengte. Unmögliches erledigte er für mich immer sofort, nur wenn ich Wunder von ihm verlangte, mußte ich mich ein wenig gedulden.

Ich hörte ihn förmlich herumtelefonieren. Er kannte ja Gott und die Welt. Wenn er mit dem griechischen Ministerpräsidenten durch Athens Straßen gefahren wäre, hätten die Leute gefragt: »Wer ist denn das neben Peckinpah?«

Vielleicht sprach er in diesem Augenblick gerade mit dem Ministerpräsidenten, oder mit dem Innenminister. »Sie müssen mir einen Gefallen erweisen, Verehrtester. Ein Freund von mir ist in Schwierigkeiten. Die Polizei hat ihn eingesperrt. Tony Ballard ist sein Name. Ich verbürge mich für ihn und bitte Sie, ihm zu helfen…«

Ich hatte keine Ahnung, wen Tucker Peckinpah anrief, aber der Sesam öffnete sich. Kommissar Vassis erschien und war sehr freundlich zu mir. Mit ausgesuchter Höflichkeit schloß er die Gittertür auf und entschuldigte sich in einer Form bei mir, die mir gefiel.

Ich bekam zurück, was mir gehörte, und es war so, wie ich gesagt hatte: der Kommissar und ich trennten uns als Freunde. Nun konnte mich niemand mehr daran hindern, Mikis Gizikis aufzusuchen!

***

Xeno Fontos. Ich war beinahe am Ziel. Tony Ballard, der Rauschgift-Hai. Jetzt konnte ich darüber lachen. Vor kurzem war mir nicht danach zumute gewesen.

Ich erreichte Gizikis Haus. Es war schmalbrüstig und einstöckig.

Keine Augenweide. Eine alte, renovierungsbedürftige Bude. Ich trat an die Eingangstür, prüfte den Sitz meines Colt Diamondback und läutete dann.

Gleich würde Gizikis vor Freude im Dreieck springen. Ich wartete mit verkniffenem Mund. Schritte näherten sich der Tür. Ich ballte automatisch die Hände zu Fäusten.

Als die Tür zur Seite schwang, schlug ich zu. Ein Aufschrei. Der Mann knallte gegen die Wand, und ich sah, daß es nicht Mikis Gizikis war. Eine peinliche Situation.

Der Mann starrte mich erschrocken an. Meine Güte, neuerdings hielten mich alle für einen Verbrecher, aber war der Mann dazu nach meinem überraschenden Auftritt nicht berechtigt?

Ich entschuldigte mich mit vielen Worten, sagte immer wieder, wie leid es mir täte, ihn geschlagen zu haben. Er massierte sein Kinn, und die Angst wich nicht aus seinem Blick.

Warum fürchtete er mich immer noch? Ich hatte mich doch entschuldigt. Verstand er nicht, was ich sagte? Ich hatte natürlich englisch zu ihm gesprochen.

Als ich einen Schritt vortrat, wich er ächzend zur Seite. Gleichzeitig hob er abwehrend beide Hände. Ich blieb stehen und schüttelte

langsam den Kopf. »Haben Sie keine Angst, ich will Ihnen nichts tun.«

»Sie haben mich geschlagen…«

Er verstand mich, sprach leidlich meine Sprache.

»Es war ein Versehen. Ich wollte Sie nicht überfallen. Ich bin kein Gangster, wenngleich die Situation gegen mich spricht. Man sagte mir, hier würde ein Mann namens Gizikis wohnen.«

»Ich heiße Gizikis«, sagte mein Gegenüber zu meiner großen Verwunderung. Er war nicht der Kerl, auf den ich eine Stinkwut hatte. »Stavros Gizikis«, sagte er.

»Ich suche Mikis Gizikis.«

Der Mann nickte. »Das ist mein Bruder.«

»Ich bin Privatdetektiv.«

»Aus England?«

»Ja.«

»Was hat mein Bruder schon wieder ausgefressen?« fragte Stavros Gizikis. Er seufzte geplagt. »Mikis war immer schon das Sorgenkind unserer Eltern. Jetzt, wo sie nicht mehr leben, gehen die Sorgen auf mich über. Ich versuche auf meinen Bruder Einfluß zu nehmen, doch er hört nicht auf mich. Von einem ehrlichen, anständigen Leben will er nichts wissen. Er hat schlechte Freunde, die ihn noch mehr verderben. Er lebt von allen möglichen Gaunereien… Oft schon habe ich gesagt: ›Mikis‹ mit dir wird es noch mal ein schlimmes Ende nehmen! Doch er lacht mich nur aus … Was hat er angestellt?«

»Er lockte meine Freundin und mich in eine Falle«, sagte ich.

»Das sieht ihm ähnlich«, brummte Stavros Gizikis und nickte niedergeschlagen. »Man hat Sie wahrscheinlich ausgeraubt.«

»Nein, meine Freundin wurde entführt.«

»Noch schlimmer. Jetzt vergreifen sie sich auch schon an Menschen, nicht mehr bloß an deren Eigentum. Wieso wissen Sie, daß es Mikis war?«

»Er nannte mir seinen Namen.«

»Und die anderen?«

»Es gab nur noch einen – Atax, die Seele des Teufels.«

Stavros Gizikis starrte mich entgeistert an. »Mikis war der Komplize eines Höllenwesens? So tief war er also schon gesunken.«

»Kommt darauf an, von welcher Warte aus man es betrachtet. Mikis denkt bestimmt, erfreulich hoch gestiegen zu sein. Für ihn ist die Zusammenarbeit mit Atax bestimmt etwas Großartiges.«

»Ich hätte nicht gedacht, daß ihm das je gelingen würde«, sagte Stavros Gizikis erschüttert. »Er und seine Freunde strebten das ja seit langem an – eine Partnerschaft mit der Hölle. Ich hoffte, daß sie mit ihren vielen Beschwörungen keinen Erfolg haben würden, aber… Atax …«

»Erwähnte er diesen Namen mal?« fragte ich.

»Kann sein. Zumeist sprach er von Asmodis.«
»Hörten Sie schon mal den Namen Cuca?«
»Ja, ich glaube, den sprach Mikis mal aus, aber ich weiß nicht, wer das ist.«
»Eine gefährliche Hexe, die offenbar unter Atax Schutz steht«, sagte ich. »Ich hoffe, Mikis wird mir sagen, wo ich sie finde, und noch mehr hoffe ich, von ihm zu erfahren, wohin Atax meine Freundin gebracht hat. Ich habe mich übrigens noch nicht vorgestellt. Mein Name ist Ballard. Tony Ballard. Wissen Sie, wann Ihr Bruder nach Hause kommt?«
Stavros schüttelte den Kopf. »Er bleibt oft tagelang weg… Ich kann es immer noch nicht fassen, Mr. Ballard. Mein Bruder – ein Höllenkomplize. Daran sind seine verflixten Freunde schuld, auf die er immer mehr hört als auf mich, der es gut mit ihm meint. Ich wäre schon längst ausgezogen, wenn mir nicht dieses starke Verantwortungsgefühl anhaften würde. Ja, ich fühle mich für das, was Mikis tut, verantwortlich, und ich wäre sehr froh, wenn ich ungeschehen machen könnte, was er angestellt hat.«
»Wo schläft er, wenn er tagelang wegbleibt?« erkundigte ich mich.
»Ich folgte ihm einmal zu einer alten Krypta. Man hat sie entweiht. Ein schäbiges Bauwerk ist es nur noch. Dort trifft sich Mikis mit seinen verkommenen Freunden. Sie beschwören böse Geister, halten Satansmessen ab, verstecken sich dort, wenn sie von der Polizei gesucht werden.«
»Und wo ist das?« fragte ich. »Wo befindet sich diese Krypta?«
»Wenn Sie wollen, fahre ich Sie hin«, bot mir Stavros Gizikis an.
»Ich möchte nicht, daß Sie meinetwegen Schwierigkeiten kriegen.«
»Muß ich nicht versuchen, wieder gut zu machen, was Ihnen mein Bruder angetan hat, Mr. Ballard?«
»Nein, das kann niemand von Ihnen verlangen.«
»Ich habe versagt…«
»Das stimmt nicht. Sie können einen erwachsenen Menschen nicht mehr erziehen«, widersprach ich dem Mann. »Ihr Bruder ist erwachsen und für seine Taten allein verantwortlich.«
Er wiederholte sein Angebot, mich zur Krypta zu fahren. Ich hätte es nicht angenommen, wenn mir der Peugeot noch zur Verfügung gestanden hätte, aber den hatte Atax abgeschossen. Abgeschossen war genau das richtige Wort.
»Also gut«, sagte ich zu Stavros Gizikis. »Fahren Sie mich hin. Aber ich werde nicht zulassen, daß Sie sich in Gefahr begeben.«
»Sie werden möglicherweise Hilfe brauchen, Mr. Ballard. Mikis kann allein in der Krypta sein, es können aber auch Freunde bei ihm sein, die sich schützend vor ihn stellen. Ich möchte Ihnen helfen. Ich muß Ihnen helfen, mein Gewissen verlangt es von mir.«

»Na, mal sehen«, sagte ich.
»Ich hole die Wagenschlüssel«, bemerkte Stavros Gizikis und eilte davon. Wenige Augenblicke später war er wieder zur Stelle und sagte: »Wir können gehen.«
Sein Wagen hatte schon bessere Zeiten gesehen. Stavros Gizikis mußte ihn vor zehn Jahren schon gebraucht gekauft haben. Überall blühten Rostblumen. Nur der Schmutz schien das Auto noch einigermaßen zusammenzuhalten.
Wenn Gizikis es wusch, würde es wahrscheinlich auseinanderfallen. Das war wohl der Grund, weshalb es so vor Dreck starrte. In seinem Inneren war es halbwegs sauber.
Trotzdem erschien es mir angeraten, sich bei mehrmaligem Benutzen dieses Fahrzeugs vorher eine Tetanusinjektion zu holen, um einer Blutvergiftung vorzubeugen.
Syntagma, Panepistimion, Akadimia, Lykavitos, Theatron – das waren die Sehenswürdigkeiten, an denen wir auf dieser Fahrt vorbeikamen. Kurz nach der Leoforos Alexandras bog Stavros Gizikis links ab.
Wir erreichten ein Gelände, das einer Mondkraterlandschaft ähnlich sah. Es gab Mauerfragmente, ein verfallenes griechisch-orthodoxes Gotteshaus, und darunter befand sich, so erfuhr ich von Stavros, die Krypta – der Zufluchtsort von Mikis Gizikis und seinen unsauberen Freunden.
»Wenn wir Glück haben, hält sich Mikis allein in der Krypta auf«
sagte Stavros.
»Wieso sieht es dann hier so schrecklich aus?« fragte ich.
»Ein Erdbeben. Zwanzig Tote gab es damals.«
»Fand sich niemand, der die Kirche wieder aufbaute?«
Stavros schüttelte den Kopf. »Angeblich stand die Kirche seit jeher auf unheiligem Boden. Deshalb diese katastrophale Zerstö- rung.«
Wir stiegen aus. Die Sonne tauchte die Reste des Bauwerks in einen rötlichen, warmen Schein. Bäume und Mauern warfen lange Schatten. Der Tag ging allmählich zu Ende.
Es war kein Tag, an den ich gern zurückdenken würde. Die Ungewißheit zermürbte mich. Ich wollte endlich wissen, was mit meiner Freundin geschehen war. Lebte sie noch?
Stavros Gizikis führte mich an einer Mauer entlang. Wir erreichten ein Tor, das wir jedoch nicht zu öffnen brauchten. Es hätte sich auch kaum öffnen lassen, denn ein Schuttberg lag davor.
Aber in der Mauer gab es ein Loch, durch das wir steigen konnten, und im Schatten bruchstückhaft erhaltener Arkaden gelangten wir zu einem düsteren Abgang.
Abgewetzte Steinstufen. Und aus der Tiefe stieg uns ein unheimlicher, kühler Atem entgegen.

»Hier ist es«, raunte mir Stavros zu. »Der Abgang zur Krypta. Ich werde Mikis ins Gebet nehmen. Er wird Ihnen sagen, was er weiß, Mr. Ballard. Ich bin kräftiger als mein Bruder. Vielleicht hätte ich vor Jahren schon diese Kraft zu seinem Wohl einsetzen sollen.«

»Mag sein, daß das für Mikis die richtige Erziehungsmethode gewesen wäre«, sagte ich und dachte an den einmaligen Pater Severin, der meine Silberkugeln weihte. Wenn Worte allein nicht halfen, unterstrich auch er sie mit seinen gewaltigen Händen.

Ich liebte diesen seltsamsten aller Priester und hoffte, daß er uns noch lange erhalten blieb.

Wir stiegen die abgetretenen Stufen hinunter. Ich flüsterte Stavros Gizikis zu, er solle tunlichst neben mir bleiben. Noch lieber hätte ich ihn hinter mir gewußt, damit ihm nichts zustieß.

Eine modrige Kälte strich über mein Gesicht und legte sich dumpf und stickig auf meine Lunge. Die Wände bestanden aus alten, glatten Sandsteinquadern.

Der rostige eiserne Handlauf wackelte. Es war besser, sich nicht auf ihn zu verlassen. Als wir das untere Ende der Treppe erreichten, verharrten wir einen Augenblick.

Eine seltsame Stille herrschte in diesem dämmrigen unterirdischen Kultraum. Der Säulenwald erinnerte mich an die Tempelruine, zu der uns Mikis Gizikis gelockt hatte.

Nun brauchte ich ein wenig Glück, um diesen verkommenen Menschen wiederzusehen. Mir tat Stavros leid. Dieser anständige Mann war gestraft mit so einem Bruder.

Befand ich mich allein mit Mikis Gizikis' Bruder in der Krypta?

Es hatte den Anschein.

»Hier unten war ich noch nie«, flüsterte Stavros. »Unheimlich ist es.«

»Wollen sie umkehren?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich bleibe bei Ihnen.«

Ich ging langsam weiter, setzte jeden Schritt mit Bedacht.

Vielleicht hatten uns Mikis Freunde kommen sehen und verhielten sich jetzt still, damit wir sie nicht bemerkten.

Ich hielt Mikis Gizikis nicht gerade für einen Helden. Wenn man bedenkt, wie er davonrannte, als Atax' Falle zuschnappte…

Die Säulen begleiteten uns zu einem runden Raum. Ich sah eine steinerne Bank, und auf ihr saß… Mikis Gizikis. Ich hatte ihn gefunden. Mein Herz schlug sofort hoch im Hals.

Endlich! dachte ich. Jetzt geht's dir gleich schlecht, mein Freund!

Wir haben eine hohe Rechnung zu begleichen! Ich mache Hundefutter aus dir, wenn du dich weigerst, mir auf meine Fragen zu antworten!

Er saß da, als würde er nachdenken; der Kopf war gesenkt, mit den Händen stützte er sich auf die Steinbank. Hatte er uns noch nicht

bemerkt? War er so sehr in Gedanken versunken, daß wir ihm nicht auffielen?

Ich blieb fünf Schritte vor ihm stehen. »Gizikis!« sagte ich schneidend.

Meine Stimme hallte durch die Krypta, stieß gegen kalte, düstere Wände, kam als mehrfaches Echo zurück. Jetzt kam Leben in den Mann. Langsam hob er den Kopf.

Seine Freunde schienen nicht da zu sein. Ich nahm an, er wartete auf sie. Ein seltsames Lächeln breitete sich über sein Gesicht. Verdammt, was fand er so komisch?

Daß ich ihn gefunden hatte? Das würde ihn bald nicht mehr amüsieren. Mir kam vor, als würde er sich freuen, mich wiederzusehen.

Er mußte verrückt sein.

Konnte er sich nicht denken, was ihm nun blühte? Glaubte er, ich könnte ihm nichts anhaben? Irgend etwas war hier faul. Vielleicht fühlte sich Mikis Gizikis von Atax beschützt.

Mein Mund trocknete bei diesem Gedanken aus, und ich ließ sofort mißtrauisch den Blick schweifen. Hielt sich die Seele des Teufels im Hintergrund auf? Lauerte Atax auf seine Chance, mich mit dem dritten Anlauf zu erwischen?

Wieso fürchtete sich Gizikis nicht? Sei auf der Hut, Tony! warnte ich mich selbst. Dieser Bastard hat irgendeine Gemeinheit in der Hinterhand, deshalb fühlt er sich dir überlegen.

Er verzog den Mund zu einem höhnischen Grinsen. »Da sind Sie ja, Ballard! Ich habe Sie erwartet. Es hat sehr lange gedauert, bis Sie mich fanden.«

»Ich mußte ein paar Hindernisse überwinden, aber nun bin ich hier.«

»War ja auch höchste Zeit«, sagte Mikis Gizikis und erhob sich.

Ein eigenartiges Funkeln befand sich in seinen Augen.

Mir kam vor, als würden sie mehr und mehr einsinken. Änderten sie nicht auch gleichzeitig ihre Farbe? Ja, sie leuchteten auf einmal wie polierter Bernstein.

Großer Gott, der Mann war ein… Ghoul!

Aber das war nicht die einzige Überraschung. Ich vernahm hinter mir ein böses, gemeines Lachen, und als ich mich umdrehte, begann sich auch Stavros Gizikis in einen Leichenfresser zu verwandeln.

Verflucht clever hatte der Bursche mich getäuscht. Den anständigen Menschen hatte er mir vorgespielt, und ich Idiot war darauf reingefallen. Er war eine genauso widerliche Bestie wie sein Bruder – und ich war ihnen wie der ärgste Tölpel auf den Leim gekrochen.

***

Doch zurück auf Chuck Martins kleine Insel. Dort war der gekaufte

Horror angelaufen. Phaidon Eiliou hatte sich vor aller Augen in einen ekelerregenden Leichenfresser verwandelt.

Er gab schmatzende Geräusche von sich. Die Gier ließ seine Schläfen so heftig zucken, daß man es sehen konnte. Chuck Martin blickte auf die schaufelartigen Hände des Monsters.

So schrecklich hatte er sich das Grauen, das er in Athen für viel Geld mietete, nicht vorgestellt. Aber es sollte ihm recht sein. Sein von Drogen und Alkohol umnebelter Geist begriff, daß es in Kürze auf seiner Insel einen Toten geben würde.

Russisches Roulette – verschärft. Einer von ihnen hatte keine Überlebenschance. Wen würde die Kugel mit Namen Phaidon Eiliou treffen? Mich! dachte Martin. Hoffentlich mich, denn ich bin es, der sein Leben wegwerfen möchte.

Die anderen wollten es behalten.

Zwar wären sie zum Spiel mit dem Revolver bereit gewesen, doch tief in ihrem Inneren rechneten sie damit, daß ihr Glück sie nicht im Stich lassen würde.

In Martins Fall war das anders. Er hatte das Leben satt. Er wollte nicht mehr auf dieser Welt bleiben, durfte sich aber nicht selbst umbringen, weil er sich damit den Weg zur Glückseligkeit im Jenseits versperrt hätte.

Aber würde sich dieses schleimige Ungeheuer für ihn entscheiden? Konnte die Wahl des Leichenfressers nicht ebensogut auf Pamela West, Sue Conway oder Adam Laven fallen?

Pamela schüttelte verstört den Kopf. »Ich glaube es nicht«, stöhnte sie, während sie den Ghoul anstarrte. »Es ist die Droge… Es ist das LSD …«

Sue kroch auf allen vieren über den Boden – weg von Phaidon Eiliou. Laven faßte sich an die zugeschnürte Kehle. Sie schmerzte.

Er schluckte trocken. Mit angstverzerrtem Gesicht wich er zurück.

Er kämpfte – wie alle – gegen die Wirkung der Droge an. Dieser Horror war zuviel für ihn. Panik klammerte sich mit eiskalten Händen an sein Herz. »Das ist kein Spiel mehr!« stöhnte er mit schwerer Zunge. »Das ist keine Halluzination! Das ist grauenvolle Wirklichkeit!«

Er zitterte.

Chuck Martin rührte sich nicht von der Stelle. Vor ihm stand der Tod, sein Ende, das lebendige Versprechen für Glückseligkeit in einer anderen Welt. Phaidon Eiliou mußte ihn dorthin befördern.

Entweder mit seinen langen, schrecklichen Krallen oder mit seinen mörderischen Zähnen. Hatte der unheimliche Leichenfresser sich schon entschieden? Hatte Phaidon Eiliou seine tödliche Wahl getroffen?

Pamela, Sue und Laven drängten die Wirkung von Alkohol und LSD zurück. Sie konnten zwar nicht einwandfrei klar denken, aber sie

begriffen doch mit erschreckender Deutlichkeit, in welcher Gefahr sie schwebten.

»Chuck, du bist wahnsinnig!« preßte Laven heiser hervor. »Wie konntest du nur diese Bestie auf deine Insel holen?«

»Du wolltest doch russisches Roulette spielen«, sagte Martin.

Pamela sprang plötzlich schrill schreiend auf. Sie lief aus dem Zimmer; gleich darauf knallte eine Tür; es hörte sich wie ein Schuß an, und dann schloß das Mädchen sich ein.

Vielleicht glaubte sie, nun in Sicherheit zu sein, aber das war sie nicht, denn wenn Phaidon Eiliou sich für sie entschieden hatte, würde er mühelos die Tür aufbrechen.

Nirgendwo auf dieser Insel war man vor dem Ghoul sicher. Laven wartete nicht auf Chuck Martins Antwort. Er wußte, wo der Freund seinen Revolver aufbewahrte.

Langsam, mit unsicheren Schritten, begab er sich zum Highboard. Seine Hand zitterte, als er die Lade aufzog. Die Waffe lag in einer offenen Schachtel.

Blitzschnell – wie ein Dieb – schnappte sich Laven den Revolver.

Ein Gefühl der Erleichterung flutete sofort durch seinen Körper.

Jetzt konnte ihm nichts mehr passieren.

Wenn das Monster ihn angriff, würde er es mit Blei vollpumpen.

Oder sollte er gleich auf Phaidon Eiliou schießen? Er drehte sich langsam um. Der Ghoul und Chuck Martin standen einander gegenüber.

Wo war Sue Conway? Sie schien sich unbemerkt davongestohlen zu haben. Laven sah sie nicht mehr. Das Mädchen hatte kriechend die Terrasse erreicht, und selbst draußen wagte sie sich noch nicht zu erheben.

Auf allen vieren kroch sie auch über die Stufen, und erst nachdem sie diese hinter sich hatte, stand sie auf. Todesangst flackerte in ihren Augen. Bisher hatte es nichts gegeben, wobei sie nicht mitgemacht hätte.

Sie verstand sehr viel Spaß, aber was Chuck Martin auf seiner Insel inszeniert hatte, ging zu weit. Das war einfach zuviel für Sue. Sie eilte hinter hoch aufragenden Kakteen, doch sie boten ihr nicht den Schutz, den sie sich erhoffte.

Es drängte sie, weiterzulaufen. Hastig wandte sie sich um. Ein schmaler Pfad führte auf eine Buschgruppe zu. Sue warf sich in das glänzende Blattwerk, stolperte über Bodenunebenheiten, lief den Pfad hinunter und hatte das Gefühl, jegliche Orientierung verloren zu haben.

Im Grunde genommen war ihr egal, wohin sie lief. Hauptsache, sie entfernte sich so weit wie möglich von Phaidon Eiliou, diesem entsetzlichen Ungeheuer. Ihre Angst rang den Drogenrausch mehr und

mehr nieder.

Zwischen hellen, fast weißen Felsen entdeckte Sue eine Höhle, deren Eingang so klein war, daß das Mädchen sich flach auf den Bauch legen und hineinrobben mußte.

Drinnen herrschte eine dumpfe Dunkelheit. Zuerst nahm Sue nichts von ihrer Umgebung wahr, doch bald hatten sich ihre Augen umgestellt. Sie erkannte einen hüfthohen Felsblock.

Sofort zog sie sich dahinter zurück, kauerte sich zusammen und wünschte sich, in den Boden versinken zu können. Würde Phaidon Eiliou sie hier finden?

Beabsichtigte das Monster überhaupt, sie zu suchen? Der Ghoul war auf die Insel gekommen, um einen Menschen zu töten. Einen!

Nur einen! Das mußt nicht unbedingt du sein! dachte Sue.

Aber die Möglichkeit bestand, daß der Leichenfresser sich sie ausgesucht hatte. War sie in diesem Fall dann in dieser Höhle vor ihm sicher? Wie wußte sie, wann die Gefahr vorüber war?

Irgendwann mußte sie wieder raus aus der Höhle. Hunger und Durst würden sie hinaustreiben. Wann würde das sein? Morgen?

Übermorgen? In drei Tagen? Wie lange hält es ein Mensch ohne Nahrung aus?

Und wenn sie dann aus der Höhle kroch… Würde sie dann dem Leichenfresser in die Arme laufen, der draußen geduldig auf der Lauer lag? Sie schluchzte, preßte die Hände an die schmerzenden Schläfen und machte sich bittere Vorwürfe, sich von Laven überreden lassen zu haben, Chuck Martin auf seiner Insel zu besuchen.

War der Vorschlag nicht sogar von ihr gekommen? Sie erinnerte sich an den Abend auf Kreta. Laven sprach von Chuck Martin und prahlte damit, dessen bester Freund zu sein.

Sie wollte eigentlich nur testen, ob das auch wirklich stimmte, deshalb sagte sie: »Ich würde deinen Freund gern kennenlernen.«

»Das läßt sich machen«, sagte Laven. »Kein Problem. Chuck würde sich über unseren Besuch sehr freuen, aber ich warne dich. Er ist ein Tiger. Er frißt kleine Mädchen.«

Sue schmunzelte. »Ich hab's gern, gefressen zu werden.«

Gott, sie hatte das damals so dahergeredet, ohne sich dabei etwas zu denken. Aber nun befand sich Phaidon Eiliou auf der gottverdammten Insel und hatte tatsächlich die Absicht, einen von ihnen zu fressen.

Gab es einen schrecklicheren Tod, als von diesem Ungeheuer zerfleischt zu werden? Chuck Martin war wahnsinnig. Er gehörte in ein Irrenhaus. Dieses Spiel ohne Chance spielten nur Verrückte!

Schritte!

Sue fuhr der Schreck tief ins Knochenmarkt. Sie biß sich in die Faust, um vor Angst nicht aufzuschreien. Tränen rannen ihr über das Gesicht. Ihre Wangen zuckten unkontrolliert.

Sie war in einer furchtbaren Verfassung. Alkohol und LSD hatten ihre seelische Widerstandskraft unterwaschen, sie bröckelte mehr und mehr ab. Sue hatte nichts, woran sie sich festhalten und aufrichten konnte.

Das Mädchen kam sich vor wie poröses Mauerwerk, das bei der kleinsten Erschütterung in sich zusammenfallen würde. Das Knirschen der Schritte war in der Höhle überdeutlich zu hören.

Sue Conway hatte den Eindruck, in der Mitte eines Verstärkers zu sitzen. Jedes Geräusch wurde hier drinnen vervielfältigt. Sue preßte sich an den kalten Felsen.

Wenn ich hier lebend rauskomme, ändere ich mein Leben! dachte sie verzweifelt. Keine verrückten Parties mehr, keine Drogen, keine wahllosen Männerbekanntschaften…

Die Schritte näherten sich dem Höhleneingang. Phaidon Eiliou?

War es der Leichenfresser? Sue Conways Herz trommelte wie verrückt gegen die Rippen. Ihr Schicksal lag in Gottes Händen.

Aber würde sich Gott die Mühe machen, ihr beizustehen? War sie das denn wert? Sie hatte bisher keinen rühmlichen Lebenswandel geführt.

Die Schritte verharrten vor dem Höhleneingang – und Sue Conways Herz blieb vor Schreck fast stehen. Der Ghoul mußte die Höhle entdeckt haben!

Der kalte Angstschweiß brach dem zitternden Mädchen aus allen Poren. Dich hat er ausgewählt, dachte Sue erschüttert. Du sollst sterben! Du bist verloren! Er weiß, daß du dich hier drinnen verkrochen hast! Er würde dich überall finden! Vielleicht riecht er dich!

Der Höhleneingang verdunkelte sich. Sue schluchzte auf. Sie konnte es nicht verhindern. Mit diesem Geruch verriet sie sich.

Warum? dachte sie verzweifelt. Warum fiel seine Wahl ausgerechnet auf mich? Warum entschied er sich nicht für Adam, oder für Pamela, oder für Chuck. Sie sind alle nicht besser als ich.

Ein Körper schob sich durch die Öffnung. Sue glaubte, sie würde nun gleich überschnappen. Es war zuviel für ihre überreizten Nerven. Sie hing an ihrem Leben.

Sie wollte es nicht verlieren, nicht schon jetzt, sie war doch noch so jung – und schon gar nicht auf diese grauenvolle Weise. Aber konnte sie ihr Schicksal noch beeinflussen?

Es kam ihr so vor, als hätte sie sich in dieser Höhle selbst gefangen. Warum war sie nicht zum Landesteg hinuntergelaufen?

Dort unten befanden sich zwei Boote.

Wieso war ihr nicht die Idee gekommen, sich eines der beiden Boote zu nehmen und davonzurasen? Das wäre doch die einzige wirkliche Chance gewesen. Alkohol und LSD… Das war der Tribut, den sie forderten!

Es war Sue nicht mehr möglich, länger hinter dem Felsen versteckt zu bleiben. Als die Gestalt sich aufrichtete, federte sie hoch und war entschlossen, bis zum letzten Atemzug um ihr Leben zu kämpfen.

Mit der Wildheit einer Raubkatze warf sie sich dem Eindringling entgegen. Sie schlug mit ihren Fäusten auf ihn ein, trat seinen Kopf – aber der war nicht schleimig!

Hatte sich Phaidon Eiliou zurückverwandelt? Hatte der Leichenfresser für kurze Zeit wieder menschliches Aussehen angenommen?

Der Mann fing Sues Arme ab. Sie trat ihm gegen das Schienbein, versuchte sich von ihm loszureißen. Er stieß sie gegen die glatte Höhlenwand. Ein heftiger Schmerz durchzuckte ihren Rücken. Eine Hand schlug sie kräftig ins Gesicht. Die Schläge warfen ihren Kopf hin und her, doch Sue gab nicht auf. Kämpfen! Du mußt kämpfen!

schrie es in ihr.

»Hör auf!« zischte der Mann wütend. »Verdammt noch mal, hör doch auf! Ich bin es: Adam!«

Da erschlaffte ihr Widerstand. Sie weinte nur noch haltlos. Adam Laven sagte, sie solle still sein, doch sie weinte weiter.

»Herrgott noch mal, willst du ihn mit deinem Geheule anlocken?«

Sie versuchte sich zu beherrschen. »Wo ist er?« fragte sie mit belegter Stimme.

»Keine Ahnung. Vielleicht noch in Chucks Haus.«

»Wer soll sein Opfer sein?«

»Ich weiß es nicht. Ich bin es jedenfalls nicht, denn ich besitze Chucks Kanone. Der verdammte Bursche kann mir nichts anhaben. In der Trommel befinden sich sechs Kugeln. Eine sechsfache Hürde. Über die kommt er nicht drüber.«

»Ich wollte, ich wäre nie auf diese Insel gekommen.«

»Konnte ich ahnen, daß Chuck nicht mehr alle Latten am Zaun hat? Ich meine, ausgeflippt sind wir ja alle – mehr oder weniger. Und es gibt nicht viel, wobei ich nicht mitmache, aber diesmal ist mein guter Freund übers Ziel hinausgeschossen. Ich wünschte, die Bestie würde ihn fressen.«

Sue wich zur Seite. »Dies ist mein Versteck. Ich habe es entdeckt. Ich war zuerst hier…«

»Na und? Es ist Platz für zwei in der Höhle.«

»Ich möchte mein Versteck aber nicht mit dir teilen.«

»Das kümmert mich herzlich wenig, Süße. Ich bin hier, und ich bleibe hier. Finde dich damit ab.«

»Ich will, daß du gehst, Adam!«

»Mir scheint, du tickst nicht richtig!« knurrte Laven ärgerlich.

»Wenn Phaidon Eiliou sich für dich entschieden hat, wird er frü- her oder später hier auftauchen. Ich kann und will ihn nicht wiedersehen.

Ich ertrage seinen abscheulichen Anblick nicht.«

»Sollte er mich als Opfer ausersehen haben, hast du von ihm nichts zu befürchten. Es wird nur einer sterben…«

»Wenn ich ihn wiedersehe, verliere ich den Verstand.«

»Ich glaube, den hast du schon verloren, sonst würdest du nicht wollen, daß ich *deine* Höhle verlasse. Außerdem könnte sich Phaidon Eiliou auch für dich entschieden haben.«

»Geh!«

»Ich denke nicht daran.«

»Du könntest in Chucks Boot steigen…«

»Nein, ich bleibe hier. Der Weg zur Anlegestelle ist mir zu gefährlich. Der Kerl konnte sich dort irgendwo auf die Lauer gelegt haben.«

Sue Conway stürzte sich auf den Revolver, der in Adam Lavens Gürtel steckte. Sie riß die Waffe an sich und richtete sie auf den Mann, der einen erschrockenen Laut ausstieß.

»Mit dir stimmt's ja wirklich nicht!« zischte er.

»Du verläßt auf der Stelle meine Höhle, sonst kann ich für nichts garantieren!«

»Wenn ich mich weigere, erschießt du mich dann?«

»Nenn mir einen Grund, warum ich es nicht tun sollte.«

»Ich habe dir nichts getan. Ich bin unbewaffnet. Ich bin nicht dein Feind. Ich will nichts weiter, als mich auch in dieser Höhle verstecken. Sind das Gründe, mich zu töten?«

»In dieser außergewöhnlichen Situation ist sich jeder selbst der nächste, Adam. Deshalb sage ich zum letztenmal: Verschwinde aus meiner Höhle! Such dir ein anderes Versteck! Ich will dich hier nicht haben!«

Er seufzte. »Na schön, ich gehe. Kriege ich die Kanone wieder?«

»Nein, die behalte ich.«

»Hör mal, du schickst mich raus, draußen streift vielleicht diese Bestie schon umher, und ich habe nicht einmal eine Waffe, mit der ich mich wehren kann!«

»Der Revolver gehört jetzt mir, ich gebe ihn nicht mehr her.«

»Ein feines Früchtchen bist du. Kalt und herzlos. Wenn ich das gewußt hätte…«

»Wenn wir gewußt hätten, was hier auf uns zukommt, wären wir auf Kreta geblieben«, fiel ihm Sue ins Wort.

»Wir können es nicht mehr rückgängig machen.«

»Nein, aber ich versuche, das Beste für mich herauszuholen. Und jetzt geh, Adam. Ich wünsche dir viel Glück.«

»Das hört sich aus deinem Mund idiotisch an«, sagte Adam Laven und drehte sich um.

Doch dann warf er sich blitzschnell herum, und damit rechnete Sue Conway nicht. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß Laven so verrückt

sein würde, sie anzugreifen, wo sie doch den Revolver in der Hand hielt.

Aber er wollte in der Höhle bleiben, und dies war die einzige Möglichkeit, seinen Willen durchzusetzen. Er schlug mit der Faust zu und traf. Benommen ließ das Mädchen die Waffe fallen und fiel selbst gegen die Felswand.

Als sie wieder halbwegs klar denken konnte, stand Laven vor ihr und preßte ihr die Kanone gegen die Brust.

»Verdammt, ich hätte Lust, dich fertigzumachen, Sue! Weiß der Teufel, warum ich es nicht tue!«

***

Alle waren geflohen. Pamela West hatte sich in ein Zimmer eingeschlossen. Sue Conway hatte das Haus auf allen vieren verlassen.

Adam Laven war mit dem Revolver abgehauen.

Nur Chuck Martin hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Er starrte dem Ghoul in die bernsteinfarbenen Augen. Hoffnungsvoll, mit bebender Stimme, fragte er: »Ich? Bin ich es, für den du dich entschieden hast?«

Die schorfigen Lippen der Bestie zuckten. »Nein«, erwiderte Phaidon Eiliou mit rasselnder Stimme.

Martin wurde blaß vor Enttäuschung. »Aber… Aber ich habe damit gerechnet!«

»Es ist ein Spiel. Du kennst die Regeln, hast sie akzeptiert. Nun mußt du dich daran halten.«

»Aber die andern wollen nicht sterben! Ich will es! Ich!«

»Du wolltest es dem Zufall überlassen.«

»Ja, aber insgeheim hoffte ich, daß es mich treffen würde.«

»Vielleicht ein andermal. Du kannst dich ja wieder an Cypara Kulidis wenden.«

»Ich will nicht, daß du jemand anders tötest!«

»Es interessiert mich nicht, was du willst, Chuck Martin. Ich lasse mir von dir keine Vorschriften machen.«

»Du kannst deinen Entschluß doch ändern. Niemand hindert dich daran. Du bist auf diese Insel gekommen, um einen Menschen zu töten. Warum kann ich das nicht sein?«

»Weil ich anders gewählt habe!«

Eine Zornwelle überflutete Chuck Martin. »Du hast mich nicht ausgewählt, damit Cypara Kulidis noch einmal kassieren kann, wie? Welche Kriterien sind für deine Wahl entscheidend, kannst du mir das verraten?«

»Das geht dich nichts an.«

»Oh, doch, das geht mich sogar sehr viel an. Schließlich bin ich derjenige, der dich auf diese Insel geholt hat! Es hat mich eine Menge

Geld gekostet, dafür kann ich verlangen…«
»Nichts!« knurrte der Ghoul. »Gar nichts kannst du für dein verdammtes Geld verlangen, Martin. Du hast lediglich einen Stein ins Rollen gebracht. Seinen Weg kannst du nun nicht mehr beeinflussen!«
Chuck Martin fletschte die Zähne und hob trotzig den Kopf. »Ich befehle dir, mich zu töten, Phaidon Eiliou!«
Der Leichenfresser lachte ihn aus. Es hörte sich schaurig an.
»Ich lasse nicht zu, daß du jemand anders tötest!« schrie Martin.
»Ich werde dich zwingen, mich umzubringen!«
Aggressiv stürzte er sich auf den Ghoul, obwohl er schon einmal die schmerzliche Erfahrung gemacht hatte, daß Phaidon Eiliou ungemein kräftig war. Er hoffte, mit seinem Angriff diesmal mehr Glück zu haben.
Seine Faust klatschte in die häßliche Ghoulvisage. Der Leichenfresser wollte ihn von sich stoßen, doch Chuck Martin krallte sich an ihm fest. Immer wieder hieb er auf den Dämon ein.
Phaidon Eiliou verlor die Geduld mit ihm. Er packte ihn und warf ihn gegen einen Glasschrank. Die getönten Glastüren brachen.
Splitter fielen klirrend zu Boden.
Teure Bleikristallgläser und antike Vasen fielen um und gingen teilweise ebenfalls zu Bruch. Nippesfiguren purzelten auf den verfliesten Boden und kugelten davon.
Martin bewaffnete sich mit einem schweren Glasaschenbecher.
»Ich erschlage dich!« brüllte er und griff den Leichenfresser erneut an.
Der Ghoul – nicht gerade besonders schnell – wich zur Seite.
Chuck Martin legte seine ganze Kraft in den Schlag, und er traf das Scheusal seitlich am Kopf.
Die Wucht des Treffers warf Phaidon Eiliou beinahe um. Er wollte sich immer noch nicht von Chuck Martin zwingen lassen, seine Entscheidung zu revidieren.
Aber der Mann sollte ihn auch nicht länger ungestraft attackieren. Als Martin – durch den ersten Erfolg ermutigt – abermals mit dem Aschenbecher zuschlug, reagierte der Leichenfresser etwas schneller.
Er duckte sich und fing den Arm des Mannes ab. Seine scharfen Krallen rissen Martins Haut auf. Er schrie seinen Schmerz laut heraus, der schwere Aschenbecher fiel zu Boden und zertrümmerte eine Fliese.
Martin riß sich keuchend los. Sein Blut tropfte von den Fingern.
Wut, Schmerz, Haß, Verzweiflung verzerrten sein Gesicht. Er wollte sterben, um jeden Preis.
Er warf sich dem Monster erneut entgegen, hieb mit seinen Fäusten auf die gedrungene schleimige Gestalt ein und brüllte: »Töte mich! Töte mich! Nimm mir endlich das Leben!«
Phaidon Eiliou blockte ihn fauchend ab. Er biß zu. Martin schrie

wieder. Und dann kreischte er: »Ja! Ja! Mach weiter!«

Die Pranke des Ghouls traf ihn, und für einen Moment dachte Chuck Martin, daß er es geschafft hatte, aber dann merkte er, daß er weiterlebte, daß er zwar unter heftigen Schmerzen litt, jedoch nach wie vor bei Kräften war und das auch blieb.

»Sie hat mich reingelegt!« brüllte Martin. »Cypara Kulidis, diese gottverfluchte Hexe, hat mich hereingelegt! Du kannst gar keinen Menschen töten! Das schaffst du nicht!«

»Ich werde dich in Kürze vom Gegenteil überzeugen«, knurrte der Leichenfresser.

»Wer?« fragte Martin krächzend. »Wer ist das Opfer?«

»Du wirst es erfahren, sobald du aus deiner Ohnmacht erwachst«, erwiderte der Ghoul. Und dann traf Chuck Martin ein Schlag, durch den er augenblicklich die Besinnung verlor.

Der Ghoul aber lachte grausig. Er wandte sich um, denn es war Zeit, sich das Opfer zu holen…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 33 »In den Krallen der Tigerfrauen«
[2]Siehe Tony Ballard Nr. 31 »Sie kamen aus dem Jenseits«
[3]Siehe Tony Ballard Nr. 29 »Hexenjäger aus dem Gestern«, Tony Ballard Nr. 30 »Vampir-Terror«
[4]Siehe Tony Ballard Nr. 32 »Das Schädelhaus im Todesmoor«
[5]Siehe Tony Ballard Nr. 21 »Die Totenuhr«